2,00 DM / Band 725
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Satan von Sachsen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Der Satan von Sachsen

John Sinclair Nr. 725

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 26.05.1992

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Der Satan von Sachsen

Die Dunkelheit war da, und mit ihr kehrte auch die Angst zurück. Nicht bei allen, doch bei denjenigen, die Bescheid wußten. Zu ihnen gehörte auch Helmut Stoßflug, der das Fenster hastig schloß, damit die Schatten der Dämmerung nicht nach ihm greifen und ihn erwürgen konnten. Rasch wich er zurück. Beinahe wäre er über die Schnapsflasche gestolpert. Sie kippte um. Er gab ihr einen Tritt, damit sie unter das Bett rollte.

Beides entbehrte nicht einer gewissen Symbolik. Stoßflug hatte den Polizisten versprochen, keinen Schluck mehr zu trinken, und daran wollte er sich halten.

Auch wenn es ihm schwerfiel, denn zum erstenmal seit Jahren hatte er wieder das Gefühl, von der Decke und den Wänden seiner Wohnung erdrückt zu werden. Doch er hatte den beiden Männern, Harry Stahl und John Sinclair, versprochen, auf sie zu warten und die Wohnung auf keinen Fall zu verlassen.

Sie würden kommen, sie würden ihn nicht im Stich lassen, da war er sich ganz sicher. Sie wußten schließlich Bescheid, was passierte, wenn die Finsternis hereinbrach.

Das war ihre Zeit. Da krochen sie aus den Verstecken und Höhlen, da begannen sie mit der Jagd auf ihre Opfer.

Als Stoßflug daran dachte, glitt seine Hand unwillkürlich hoch zum Hals. Unter der Haut fühlte er die dicke Ader, durch die das Blut pulste. Auf so etwas lauerten die Vampire. In den Hals beißen, das Blut trinken und…

Er wollte nicht mehr weiterdenken. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. Auch der Mut der vergangenen Nacht war verschwunden. Da war es ihm tatsächlich gelungen, einen Blutsauger mit einem vorn angespitzten Stuhlbein aus Eiche zu vernichten.

Doch nur einen.

Weitere lauerten, unter anderem seine Frau, die vor zehn Jahren verschwunden und nun als Blutsaugerin zurückgekehrt war. Einmal hatte sie ihn verschont - die Gründe waren ihm nicht bekannt. Ein zweites Mal würde die Untote es nicht tun.

Damit rechneten auch Stahl und Sinclair. Sie waren gegangen, um nach Wegen zu suchen, die sie zu den Blutsaugern führten. Er traute es den beiden durchaus zu, daß sie das schafften, was sie sich vorgenommen hatten. Bei ihnen hatte er sich auch wohl gefühlt, aber jetzt waren sie nicht da, ausgerechnet jetzt, wo es anfing zu dämmern und die Schatten wie lange, breite Zungen über den Himmel wuchsen.

Es kostete ihn Überwindung, wieder an das Fenster heranzutreten. Als er direkt vor der Scheibe seine Bewegung stoppte, legte er den Kopf schief, weil er in eine bestimmte Richtung schauen wollte.

Er suchte den Mond.

Und er sah ihn auch.

Blaß stand der Vollmond hinter den dünnen Wolken, die ein kräftiger Wind vor sich herblies. Ihm kam er vor wie ein gelbes Auge, das ihn beobachtete und dabei verhöhnte, als wüßte dieser Mond genau, was passieren konnte.

Helmut Stoßflug wich zurück. Auf einmal kehrte wieder diese verfluchte Angst zurück. Der Schweiß brach ihm aus, er fühlte sich krank und setzte sich auf das Bett.

Mit der Hand stieß er gegen die Fernbedienung. Nicht weit von ihm entfernt stand der Apparat.

Sollte er ihn einschalten? Sollte er sich ablenken lassen? Das würde

doch nicht passieren, er würde immer wieder an die furchtbaren Dinge denken.

Er schaute sich um.

Sein Versprechen, dieses Mittelding aus Küche und Schlafraum aufzuräumen, hatte er gehalten.

Zwar sah es nicht aus wie geleckt, aber es war viel besser als zuvor. Jedenfalls brauchte er sich nicht mehr zu schämen.

Helmut Stoßflug entschied sich dafür, die Glotze nicht einzuschalten, statt dessen stand er auf, um sich aus der Küche eine Flasche Wasser zu holen.

Auf halbem Weg stoppte ihn die Klingel.

Sie klang völlig normal, so wie immer, dennoch bedeutete dieses Klingeln für ihn etwas Besonderes.

Sie waren da.

Oder?

Er verließ die Küche. In der kleinen Diele, wo es seiner Meinung nach noch immer nach Leiche stank, erwischte ihn das Klingeln erneut. Wieder blieb er stehen und schrak zusammen.

Waren das tatsächlich die beiden Polizisten? Wenn ja, warum hatten sie es so eilig?

Bestimmt weil sie einen Erfolg errungen hatten.

Über Stoßflugs Gesicht glitt ein Lächeln. Ja, so mußte es sein. Und mit dieser Gewißheit riß er die Tür schwungvoll auf, wollte etwas sagen, doch das Wort gefror ihm auf den Lippen.

Vor ihm stand ein Fremder!

***

Stoßflug wußte nicht, was er tun sollte. Er stand auf der Stelle, hatte jeglichen Zeitbegriff verloren und starrte den Besucher an, den er noch nie zuvor gesehen hatte.

Der Mann war um einiges kleiner als er. Auf dem Kopf trug er eine dunkle Strickmütze, darunter zeichnete sich sein Gesicht ab, das aussah wie ein Mond mit hochstehenden Wangenknochen. Er trug eine hellgraue, altmodische Parkajacke, die fast bis zum Hals zugeknöpft worden war. Seine Beine verschwanden in dunklen Hosen, die Schuhe sahen klobig aus, waren an den Rändern verschmiert, als wäre er durch Matsch und Lehm gelaufen, um das Zeug dann eintrocknen zu lassen.

Helmut hatte sich wieder gefangen. Er holte einige Male tief Luft und fragte: »Wer… wer sind Sie?«

»Ich heiße Sobek. Einfach nur Sobek. Nicht mehr und auch nicht weniger.«

Stoßflug dachte nach. Die Aussprache des Fremden war ihm aufgefallen. Sie klang hart. So sprach jemand aus dem benachbarten

östlichen Ausland, wenn er Deutsch reden wollte.

»Sie sind kein Deutscher - oder?«

»Nein, Tscheche.«

»Aha.«

»Haben Sie etwas gegen Tschechen?«

Stoßflug schüttelte den Kopf. »Nein, wieso sollte ich etwas gegen sie haben?«

»War auch nur eine Frage.«

»Und was wollen Sie?«

»Sprechen - mit Ihnen.«

»Ich habe nicht viel Zeit und…«

»Auch nicht zwischen Tür und Angel, bitte sehr.« Er blieb freundlich, war aber knallhart. Er ging einfach vor, sein breit geschnittener Mund wurde noch breiter, und Stoßflug ärgerte sich darüber, daß er dem anderen nachgab und zurücktrat.

Dann war Sobek in der Wohnung. Er schloß die Tür, schaute sich um und meinte: »Sie haben es hier aber warm.«

»Was wollen Sie?«

Sobek schaute auf seine Hände. »Das ist schwer zu sagen, sehr schwer sogar…«

»Fangen Sie ruhig an«, sagte Stoßflug. »Ich bin Kummer gewohnt.«

»Gut.« Er lächelte. »Aber es ist kein Kummer. Das auf keinen Fall, mein Lieber.«

»Was dann?«

»Ich soll Ihnen nur Grüße bestellen.«

Stoßflug schüttelte den Kopf. Allmählich fühlte er sich von diesem Sobek auf den Arm genommen.

»Wegen der Grüße sind Sie extra zu mir hochgekommen? Muß ja eine tolle Person sein.«

»Ist es auch.«

»Machen Sie es nicht so spannend. Wer?«

»Ihre Frau!«

Stoßflug sagte nichts. Plötzlich saß seine Kehle zu. Mit allem hätte er gerechnet, aber nicht mit einer derartigen Antwort. Das war schon hirnverbrannt, das konnte er einfach nicht akzeptieren.

Ausgerechnet jetzt, wo sie als Blutsaugerin zurückgekehrt war.

Nein, da stimmte einiges nicht. Da war vieles nicht in Ordnung. Das war eine Falle.

Sobek lächelte. Helmut gefiel dieses Lächeln überhaupt nicht. Es kam ihm hinterhältig und gemein vor, gleichzeitig auch wissend. Er suchte nach einer Möglichkeit, diesen Kerl wieder loszuwerden und wünschte sich die beiden Polizisten herbei.

Das war leider, nicht möglich. Er mußte mit den verfluchten Problemen schon allein fertig werden.

»Sie sagen nichts.«
»Was soll ich auch sagen, verflucht?«
Sobek hob die Schultern. »Freut es Sie nicht, von Ihrer Frau zu hören, wo sie doch schon seit so langen Jahren verschwunden ist. Ich für meinen Teil würde mich freuen.«
»Aber ich nicht!« knirschte er. »Verdammt noch mal, ich freue mich nicht. Ich bin sauer. Was haben Sie überhaupt mit meiner Frau zu tun, Sobek?«
Der Tscheche hob die Schultern. »Ich kenne sie.«
»Schön. Wie lange.«
»Zehn Jahre…?«
Stoßflug ballte die Hände. Der Schweiß brach ihm aus. Das war wieder diese verdammte Zeitspanne. Zehn Jahre, welch ein Irrsinn! Seit dieser Zeit war sie verschwunden.
Sein Adrenalinspiegel bekam einen Schub. Stoßflug lief rot an, und als er das grinsende Gesicht vor sich sah, konnte er nicht mehr anders, riß den kleinen Sobek in die Höhe und schmetterte ihn wuchtig gegen die Wand.
Sobek schrie auf. Dabei öffnete er seinen Mund. Stoßflug sah, daß ihm keine Vampirzähne gewachsen waren, sein Gebiß war normal. Er sah zu, wie der Tscheche an der Wand in die Knie rutschte und nach Luft schnappte.
»Hör auf zu markieren, Hundesohn! So schlimm wird es wohl nicht gewesen sein.«
»Doch, doch!« stieß er hervor. »Mein Herz.« Er saß in der Hocke. Mit den Fingern tastete er nach den Knöpfen, um die alte Jacke zu öffnen. »Mein Herz, wissen Sie… ich… ich habe es am Herzen…«
»Ja, ja, du bist…«
Sobeks Stöhnen unterbrach ihn. Der Mann fiel zur Seite, er ächzte, er schaffte es kaum, sich abzustützen, dann lag er auf der Seite und hatte eine Hand unter die Jacke geschoben, um seinen Herzschlag überprüfen zu können.
Das jedenfalls dachte Stoßflug.
Nur hatte er sich verrechnet.
Sobek überprüfte keineswegs sein Herz, seine Pläne sahen völlig anders aus.
Er hielt bereits den Griff einer kleinen, etwas klobigen Waffe umklammert. So wartete er auf die günstigste Sekunde, die auch eintrat, als Stoßflug sich vorbeugte.
Der hatte damit nicht rechnen können. Er war ein Mensch, dessen Leben normal verlief. Was er dann sah, das kannte er höchstens aus dem Fernsehen. Er schaute in die Mündung einer Waffe.
Sobek lachte. Schrill, trotzdem leise. »Jetzt staunst du, wie? Das sind meine Grüße.«

»Wieso denn, ich…« Er hatte gebückt gestanden. Jetzt drückte er sich in die Höhe, wollte zurückgehen, was der andere auch tatenlos geschehen ließ.

Allerdings nur bis zu einem bestimmten Punkt.

Dann drückte er ab.

Es gab keinen Knall, keine Schußdetonation, kein Krachen nur ein seltsames »Pffft«.

Und den Treffer.

Der erwischte Sobek in die Brust. Er spürte den Schlag und dann den Stich, als hätte ihm jemand eine Spritze gegeben. Nur war er nicht beim Arzt, hatte auch keine Spritze bekommen, dieser Stich mußte etwas anderes zu bedeuten haben.

Etwas fiel vor seinen Füßen zu Boden. Er senkte den Kopf und erkannte die Patrone oder was immer in seiner Brust für einen Moment gesteckt haben mußte.

Jetzt lag es da wie eine schwarze Biene.

Sobek stand auf. Er machte keinen erschöpften oder kranken Eindruck, sah sogar sehr frisch aus, lachte, tat aber ansonsten nichts, sondern schaute, wie sein Treffer wohl wirkte.

Helmut Stoßflug spürte erst jetzt die Wirkung. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Alles war anders geworden. Sogar seine kleine Diele hatte sich in ein schwankendes Schiff verwandelt, das auf den Wellen tanzte.

Die Wände zeigten nicht mehr ihre gerade Form. Sie »liefen« auf einander zu, und das wiederholte sich mehrere Male.

Sobek stand im Mittelpunkt.

Der kleine Tscheche kam Helmut Stoßflug vor, als würde er in einem Kabinett vor einem Zerrspiegel zum anderen wandern und ständig eine neue Gestalt annehmen.

Mal war er groß, dann wieder klein. Mal dünn, auch mal dick. Und plötzlich plusterte er sich auf. Er wurde zu einem regelrechten Ballon, der urplötzlich auseinanderflog, wobei seine Reste in einem dicken, schwarzen teerartigen Strudel verschwanden, der alles mit sich riß, was noch von ihm zurückgeblieben war.

Es war der Moment, als Stoßflug zu Boden schlug und von der Bewußtlosigkeit umfangen wurde.

Sobek aber nickte zufrieden. »Na bitte«, sagte er nur.

***

Dem Tschechen saß zwar die Zeit im Nacken, er überstürzte jedoch nichts. Aus Erfahrung wußte er, daß es besser war, wenn man sich Zeit ließ und alles genau überlegte.

Zunächst beseitigte er Spuren.

Die Patrone hob er auf und ließ sie in seine Tasche verschwinden.

Dann durchsuchte er die Wohnung, was er innerhalb weniger Minuten hinter sich gebracht hatte.

Anschließend kümmerte er sich um den Bewußtlosen. Um ganz sicher zu gehen, mußte er einen bestimmten Test durchführen, deshalb kniete er neben dem reglosen Körper nieder. Der Tscheche holte eine Taschenlampe hervor und leuchtete in die Pupillen des Deutschen.

Dort regte sich nichts.

Sobek war zufrieden.

Er richtete sich auf, trat an das Kopfende des Mannes und hob ihn an. Unter den Achseln gepackt, schleifte er ihn in Richtung Tür. Davor legte er ihn noch einmal ab.

Auch jetzt wollte er nichts überstürzen. Er hatte sich einen Plan zurechtgelegt, von dem er nicht abweichen wollte. Er mußte jetzt am Ball bleiben, sonst war alles vergebens.

Die Wohnungstür war nicht abgeschlossen. Der Bewußtlose lag nicht so dicht an der Tür, als daß Sobek sie nicht hätte aufziehen können. Er schuf einen Spalt, der gerade breit genug war, um in den Flur schauen zu können.

Er war leer.

Über Sobeks Gesicht glitt ein angespanntes Lächeln. Noch hatte er nur die Hälfte geschafft, die anderen Dinge würden noch folgen, und sie konnten schwieriger werden.

Er zerrte den Mann in den Hausflur. Dort legte er ihn nieder und schaute am Geländer der Treppe vorbei in die Tiefe. Es war nichts zu sehen. Da auch kein Licht brannte, war das Haus von düsteren Schatten erfüllt, die wie böse Geister aus einer anderen Welt gekommen zu sein schienen und sich verteilt hatten.

Das alles kam Sobek sehr entgegen. Er hoffte in seinem und auch im Interesse der Mitbewohner, daß niemand seine Wohnung verließ und sich blicken ließ. Das konnte für den anderen verdammt unangenehm ausgehen.

So klein Sobek auch war, im Gegensatz dazu stand seine körperliche Kraft. Schon beim ersten Versuch gelang es ihm, den Bewußtlosen über seine Schultern zu hieven. Er hatte ihn über die rechte Schulter gelegt, weil sich das Geländer an der linken Seite befand, wo er sich mit der Hand abstützen wollte.

Er schritt die Stufen hinab. Sobek war ein Mann, der sich voll und ganz unter Kontrolle hatte. Trotz seiner inneren Aufregung blieb er äußerlich gelassen, aber auch wachsam.

Und er schaffte es zudem, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Auf der alten Steintreppe war von seinen Trittgeräuschen so gut wie nichts zu hören, und das trotz doppelter Belastung.

Den Rückweg kannte er ebenfalls.

Er konnte mit seiner menschlichen Last nicht hinaus auf die Straße, auch wenn sie am Abend nicht gerade überfüllt war. Um diese Zeit waren noch immer Menschen unterwegs. Das Risiko, ihnen vor die Füße zu laufen, war einfach zu stark, aus diesem Grund hatte er sich für einen Schleichweg entschieden.

Dieses Haus besaß einen hinteren Ausgang. Eine schmale Tür nur, mehr nicht, aber sie führte zu einem Hof, und von ihm aus konnte er ohne große Schwierigkeiten auf andere Hinterhöfe gelangen und von dort aus wieder auf die Straße, wo die beiden Blutsauger versteckt auf der Ladefläche des VW-Transporters warteten.

Sobek würde den Bewußtlosen zu ihnen legen, sich wieder hinter das Lenkrad setzten und verschwinden.

So einfach war das.

Aber noch war es nicht soweit.

Auch er gehörte nicht zu den Supermännern und spürte irgendwann das Gewicht des Bewußtlosen auf seiner Schulter. Es drückte ihn nicht gerade nieder, doch in der Schulter spürte er die Stiche.

Gleichzeitig glaubte er, auch ein taubes Gefühl zu spüren und war heilfroh, als er die letzten Stufen hinter sich gelassen hatte und eine kleine Pause einlegen konnte.

Vor ihm lag die Haustür.

Da aber wollte er nicht hin. Sein Ziel war die Tür an der Rückseite des Hauses.

Und er mußte sich beeilen, denn in der ersten Etage war eine Wohnungstür geöffnet worden. Männerstimmen schallten bis zu ihm herab. Er schaute kurz hoch, sah allerdings nichts, dafür hörte er sehr bald die Schritte, die nach unten kamen.

Jetzt wurde es Zeit.

Er hatte den Bewußtlosen mittlerweile auf seine linke Schulter gewuchtet, wo er vorläufig auch liegenbleiben sollte. So schnell und leise wie möglich huschte er auf die hintere Tür zu und blieb dort stehen. Die beiden Männer hatten mittlerweile die Treppe hinter sich gelassen. Es kam jetzt darauf an, in welche Richtung sie sich wandten.

Sie sprachen davon, ein Bier trinken zu gehen.

Das ließ Sobek schon aufatmen. Dazu würden sie bestimmt nicht die hintere Tür benutzen.

Daß sie die normale Haustür geöffnet hatten, merkte er daran, als ihm ein kühler Luftzug entgegenwehte. Fast hätte er gelacht, so sehr freute er sich.

Die Haustür schlug zu, er war wieder allein.

Helmut Stoßflug merkte von all den Dingen nichts. Er lag starr über der rechten Schulter des Tschechen. Mindestens zwei Stunden würde dieser Zustand noch andauern.

Er merkte auch nichts davon, daß der Tscheche mit ihm den

Hinterhof betreten hatte.

Es war ein altes, schmutziges Gelände. An manchen Stellen diente es als Müllkippe. Einige hatten ihre Trabis abgestellt, die allmählich vor sich hingammelten.

Er überquerte den Hof schnell, weil die Dunkelheit an zahlreichen Stellen durch aus den Fenstern fallender Lichtschein unterbrochen wurde.

Und genau diese Orte wollte er vermeiden.

Der Hinterhof umfaßte in seiner Größe mehrere Häuser. Er galt nicht nur für ein Haus. Im Sommer versammelten sich hier oft die nahe zusammen wohnenden Mieter, um Feste zu feiern, Bier zu trinken und um zu grillen.

Bei diesem Wetter blieb jeder in seiner Wohnung, was Sobek natürlich zugute kam.

Sein Ziel war eine Einfahrt. Sehr schmal nur, ein Auto paßte nicht hindurch, dafür ein Motorrad.

Neben der Einfahrt betrieb eine ältere Frau einen kleinen Lebensmittelladen. Das hatte Sobek alles schon ausgekundschaftet. Die Frau bedeutete keine Gefahr für ihn. Und wenn er die Einfahrt hinter sich gelassen hatte, war der Rest Routine. Noch einmal wechselte er die Last.

Er lief nach vorn, sah den Atem vor seinen Lippen stehen, dann tauchte er in die Einfahrt ein.

Alles schien zu klappen. Und er freute sich darauf, seinen Vampirfreunden wieder Blut bringen zu können…

***

Für Luise Sander hätte der vergangene Tag eigentlich so werden müssen wie alle anderen auch. Daß dem nicht so war, lag daran, daß ihr zwei Tage zuvor etwas aufgefallen war.

Da hatte die Lebensmittelhändlerin das Gefühl gehabt, eine Frau zu sehen, die seit zehn. Jahren verschwunden war. Helga Stoßflug hieß sie, eine jüngere Person aus der Nachbarschaft, und sie war schattengleich an ihrem Laden vorbeigehuscht.

Unmöglich war es nicht, aber so recht hatte sie daran nicht glauben können.

Trotzdem hatte sie mit Helmut Stoßflug, Helgas Mann, über ihre Entdeckung gesprochen, und der wiederum war ziemlich nervös geworden. Sehr schnell hatte er ihren Laden verlassen, um in seiner Wohnung zu verschwinden.

Den Tag über hatte Luise Sander immer wieder darüber nachgedacht. Da die Kunden bei ihr nicht nur kaufen, sondern auch reden wollten, hatte sie auch denen von ihrer Entdeckung erzählt, war allerdings auf taube Ohren gestoßen, denn niemand außer ihr hatte die

verschwundene Frau gesehen.

Trotzdem ging sie davon aus, daß es Helga Stoßflug gewesen war, und sie hatte die Augen weit offengehalten. Sie war immer wieder vor die Tür gegangen, um nachzuschauen, ob sie Helga nicht doch wieder zu Gesicht bekam.

Das war nicht der Fall.

Dafür war ihr etwas anderes aufgefallen. Zwei fremde Männer, die Helmut Stoßflug besuchten, die ihr unbekannt waren.

Nun hatte Luise Sander einen Mund, um zu fragen und Ohren, um zu hören. Sie horchte also bei ihren Kunden herum, vor allen Dingen bei denen aus dem Stoßflugschen Haus, und erfuhr, daß dort die Polizei sogar eingetroffen war und jemand in einer Plastikwanne herausgeschafft hatte.

Das konnte nur eine Leiche gewesen sein.

Sehr seltsam war dies, und es steigerte natürlich die Neugierde der Frau.

Nichts wollte sie verpassen. Einmal sah sie die beiden Männer das Haus verlassen. Ja, das mußten Polizisten sein. Ihrer Meinung nach sahen sie auch so aus. Sie waren sogar an ihrem Geschäft vorbeigegangen und hatten kurz in den Laden geschaut.

Zurückgekehrt waren sie noch nicht, oder sie hatten einen anderen Weg genommen.

Jedenfalls stieg ihre Spannung. Sie war fest davon überzeugt, daß bald etwas passieren würde.

So wartete sie.

Und es geschah auch etwas.

Zuerst war ihr der Transporter kaum aufgefallen, der in der Nähe parkte. Er war bei Einbruch der Dämmerung gekommen, sie hatte keinen Mann aussteigen sehen, aber es war schon seltsam, daß man die Fenster des Transporters an der Rückseite schwarz gestrichen hatte.

Warum tat man das?

Eine Kundin, die den Wagen ebenfalls gesehen hatte, sprach Frau Sander darauf an. »Gehört der zu Ihnen?«

»Nein, wieso denn?«

»Ich dachte, Sie hätten Ware bekommen.«

»Nicht mehr um diese Zeit.«

»Aber der Wagen da…«

»Ist schon komisch«, vollendete Frau Sander den Satz. »Sogar die hintere Scheibe ist schwarz angestrichen worden. Als sollte dort niemand hineinschauen.«

»Ja, wie früher.«

»Aber das gibt es nicht mehr?«

Die Kundin bekam einen nachdenklichen Blick. »Würden Sie dafür

die Hand ins Feuer legen?«
»Das nicht.«
»Ich auch nicht.«
»Na ja, Frau Sander, dann machen Sie es mal gut. Milch werde ich morgen holen.«
»Tun Sie das.«
Die Kundin verschwand. Luise Sander schaute auf ihre Uhr. In wenigen Minuten würde sie den Laden schließen. Sie wunderte sich dabei über sich selbst. Sonst war sie um diese Zeit immer erschöpft gewesen, heute nicht. Da fühlte sie sich jung, frisch und aufgedreht. Ob das an der Polizei lag, die in der unmittelbaren Gegend ein- und ausging? Das konnte sein, denn was passierte hier in diesem Häuserviertel schon Großes?
Kunden würden auch nicht mehr kommen. Jetzt hätte sie sich gern Helmut Stoßflug gewünscht, um ihm einige Fragen stellen zu können, der aber ließ sich nicht blicken.
Sie wollte abschließen.
Das lief nach einem bestimmten Ritual ab. Zuerst verriegelte sie die hintere Tür, dann ging sie nach vorn, um dort das gleiche zu tun.
Wenn das kleine Lager zu voll war, stellte sie auch manche Kisten auf den Hof. Das brauchte sie an diesem Abend zwar nicht, sie ging trotzdem durch die niedrige Tür nach draußen.
Luise Sander wußte selbst nicht, was sie dazu trieb, auf dem Hof und dicht vor der Hintertür stehen zu bleiben. Das kalte Wetter war es bestimmt nicht, eher ein Gefühl.
Sie stand zudem im Dunkeln da, denn sie hatte das Licht im Lager ausgeschaltet.
Es war die übliche herbstliche Abendstille, die über dem Hof lag. Vielleicht hörte sie deshalb die Schrittgeräusche, die sich ihr von der rechten Seite her näherten.
Luise Sander gehörte zu den Menschen, die sehr neugierig waren, was aber nicht auffallen sollte.
Deshalb zog sie sich in den dunklen Lagerraum zurück, ließ die Tür aber so weit offen, daß sie noch gut nach draußen schauen und auch die Tritte hören konnte.
Nicht nur sie, auch das Keuchen.
Luise hatte lange genug Säcke und Kisten geschleppt, um dieses Keuchen zu kennen. So atmete nur jemand, der unter einer ziemlich schweren Last litt.
Ein Dieb?
Das konnte sie sich nur schwerlich vorstellen. Dennoch blieb sie vorsichtig.
Dann sah sie die Gestalt.
Sie kam von rechts, und Luise Sander hatte das Gefühl, als hätte

jemand eine Bühne betreten, um sich dem staunenden Publikum zu zeigen. Aber dieser Mann, brauchte kein Publikum. Was er vorhatte, sollte nach Möglichkeit keiner sehen.

Nur Luise Sander sah ihn.

Und sie sah auch die Last auf der Schulter des Mannes. Zuerst dachte sie an einen Sack, in dem der Kerl seine Beute verstaut hatte. Aber ein Sack besaß keine zwei Beine, die auf dem Rücken des Tragenden hin und her schwenkten.

Das war ein Mensch!

Luises Herz klopfte schneller. Der Mensch bewegte sich nicht. Er war starr, und da gab es für Luise eigentlich nur zwei Möglichkeiten.

Entweder tot oder bewußtlos.

Der Gedanke daran trieb ihr das Blut in die Stirn. Plötzlich kam sie sich verrückt vor. Sie dachte an die Polizei, an die Leiche, die man aus dem Haus getragen hatte.

Und jetzt wieder ein Toter?

Vor Aufregung atmete sie schnell und heftig. Sie fürchtete sich davor, daß dieser fremde Kerl sie hören konnte, deshalb schloß sie rasch die Tür.

Im letzten Augenblick hatte sie noch mitbekommen, wohin sich der Mann wenden wollte.

Auf die Einfahrt zu.

Es blieb ihm auch keine andere Möglichkeit, als diesen Weg zu nehmen, wenn er das Gelände verlassen wollte. Aber, so fragte sie sich, wo wollte er mit dem leblosen Mann hin?

Luise Sander hatte zwar das sechzigste Lebensjahr längst überschritten, geistig allerdings war sie manchem Jugendlichen überlegen. Ihre Gedanken wirbelten, sie formten sich sogar zu einem Ziel, denn sie dachte sofort an den VW-Transporter, dessen Heckscheibe mit schwarzer Farbe bestrichen worden war.

Der war dafür ideal…

Noch stand Luise Sander in ihrem kleinen Lagerraum. Nicht mehr lange, sie drehte sich auf der Stelle, durchquerte ihn, wäre fast auf einem dicken Kohlblatt noch ausgerutscht, fing sich zum Glück und huschte in ihren Laden.

Automatisch drückte sie auf einen Lichtschalter, der die Hälfte der Beleuchtung zurücknahm. Jetzt brannte nur die Beleuchtung in den Regalen und an der Tiefkühltheke. Der vordere Bereich des Geschäfts lag im Dunkeln.

Nichts anderes hatte die Frau gewollt.

Sie ging davon aus, daß sie schneller den Laden durchquerte als der Mann die Einfahrt mit seiner Last. Sie würde ihn also aus der Einfahrt herauskommen sehen und dann…?

Ja, was sollte sie dann tun? Ihn einfach ansprechen und fragen, was

er da tat?

Nein, das konnte sie nicht. Das war außerdem auch viel zu gefährlich. Der würde bestimmt aufs Ganze gehen und sie eiskalt niederschlagen oder noch andere Dinge in die Wege leiten.

Das ging also auch nicht.

Was dann?

Frau Sander wußte es nicht. Die alte Glastür des Eingangs war nicht abgeschlossen. Sehr vorsichtig zog sie die Tür auf und sah dabei, daß ihr Laden von zwei Männern passiert wurde.

Das waren die beiden, die auch Helmut Stoßflug besucht hatten, die Polizisten.

Die hatte ihr der Himmel geschickt, das war die Lösung. Sie mußte ihnen einfach von ihrer Entdeckung berichten.

Die beiden Männer hatten es eilig. Noch war der andere nicht erschienen.

Luise Sander hatte sich längst entschlossen. Sie lief den Männern einige Schritte nach und rief: »He, Sie, bitte, hören Sie…«

Und die beiden blieben stehen.

Dann drehten sie sich um…

***

Wir wußten jetzt Bescheid, zumindest hatten wir den Eindruck, Bescheid zu wissen. Die verfluchten Stasi-Vampire, die auch schon Dresden unsicher gemacht hatten, hielten sich in einer Burg versteckt, die vor der Wende als Stasi-Schule oder Ausbildungsstätte gedient hatte. Wir mußten sie finden, wir mußten hin, und das nicht erst morgen oder übermorgen, sondern möglichst noch an diesem Abend.

Zuvor jedoch wollten wir mit Helmut Stoßflug reden, einem Mann, mit dem der Fall hier begonnen hatte. Es gab auch einen zweiten Beginn, den hatte ich in London erlebt.

Dort hatte man mich an einen einsamen Treffpunkt bestellt. Ein gewisser Erich Meier hatte mir von vampirischen Aktivitäten im ehemaligen DDR-Schnüffeldienst berichtet, und ich hatte daran einfach nicht glauben können, bis der Mann beinahe vor meinen Augen umgebracht worden war.

Da wußte ich, daß es um verdammt viel ging.

Ich wollte die Spur in Germany aufnehmen, natürlich über meinen Freund Kommissar Harry Stahl.

Ob Zufall oder Fügung, ich wußte es nicht. Jedenfalls arbeitete Harry Stahl an demselben Fall wie ich, nur kam er von einer anderen Seite.

Er hatte eine Nachricht oder ein Protokoll darüber bekommen, daß ein Mann namens Helmut Stoßflug seine seit zehn Jahren verschwundene Frau wiedergesehen hatte, allerdings nicht so, wie er sie kannte, sondern als weiblichen Vampir.

Das war natürlich ein Hammer gewesen, den er so leicht nicht hatte überwinden können. Und trotzdem hatte dieser normale Mann es geschafft, einen Vampir zu vernichten. Da war er über sich selbst hinausgewachsen, hatte aus dem Bein eines Küchenstuhls eine Pflock zugespitzt und den Blutsauger damit aufgespießt.

Vor dieser Leistung konnten wir nur den Hut ziehen. Zur Aufklärung des Falles hatte Helmut Stoßflug auch nicht viel mit beitragen können, da hatten wir uns dann eingesetzt, nachgedacht, analysiert und waren auch zu einem Ergebnis gelangt, dank der Hilfe eines Historikers, der viel über die nähere Geschichte Sachsens wußte.

Uns drängte zwar die Zeit, dennoch wollten wir Helmut Stoßflug noch einen Besuch abstatten, auch deshalb, um den Mann zu beruhigen. Wir hofften stark, daß die Blutsauger sich jetzt neue Gegner ausgesucht hatten, nämlich uns.

Wir gingen zu Fuß zurück. In meinem Magen schwappte noch immer der Kaffee den ich zu hastig getrunken hatte. Über Dresden hatte sich die Dunkelheit des frühen Abends ausgebreitet. Am Himmel, noch etwas verborgen hinter dünnen Wolken, sahen wir den fahlgelben Kreis des Mondes.

Besser hätten es die Blutsauger nicht treffen können, sie liebten schließlich das Mondlicht.

Ich hatte mich ab und zu umgeschaut, weil ich mir vorstellen konnte, daß unsere Ankunft bereits bemerkt worden war. Die Gegner schliefen nicht, sie wußten sicherlich Bescheid, daß man ihnen bereits auf den Fersen war.

In diesem Viertel herrschte keine Hektik. Die alten Häuser standen wie stumme Zeugen aus der Vergangenheit beisammen. In der Luft hing ein leichter Rauchgeruch. Zusammen mit der Dunkelheit und der Kühle schuf er eine besondere Stimmung.

Sie war sicherlich nicht fröhlich, auch nicht unheimlich, sie lag irgendwo dazwischen und kam mir vor, als würde dieses Viertel auf eine Veränderung warten.

Das konnte natürlich auch Einbildung sein. Als idealen Nährboden für Vampire sah ich es ebenfalls nicht an, doch irgendwie kamen da Strömungen zusammen. Eine Wirklichkeit, die bei meinem Vergleich mehr einer alten Filmkulisse glich.

»Was hast du?« fragte Harry.

»Sollte ich etwas haben?«

»Du bist so schweigsam.«

»Das stimmt allerdings.«

»Gibt es dafür Gründe?«

Ich hob die Schultern. »Irgendwo schon. Ich habe den Eindruck, als würde ich mich durch eine Filmkulisse bewegen. Komisch, nicht wahr?«

»In der Tat.« Harry antwortete beinahe wie ein Engländer. »Aber das ist Gewöhnungssache, John. Wenn du länger hier lebst, hast du dich schnell daran gewöhnt.«

»Mag sein.«

Wir hatten es nicht mehr weit, über den Fall sprachen wir eigentlich nicht mehr. Jeder von uns hing seinen eigenen Gedanken nach, wir bereiteten uns innerlich auf die Nacht vor, die bestimmt kein Kinderspiel werden würde.

Die Lichter hinter den Scheiben der Fenster wirkten wie ferne Inseln, die irgendwo im Weltall schwammen. Dunst kroch über die Straße, der Himmel nahm eine noch grauere Farbe an. Wir passierten die abgestellten Fahrzeuge. Mir fiel dabei ein dunkler VW-Transporter auf. Da der Gehsteig eng war, schoben wir uns dicht an dem Wagen vorbei, in dessen Fahrerhaus ich automatisch einen Blick warf.

Es war leer.

Wir gingen weiter…

Seltsam, plötzlich fühlte ich mich gar nicht mehr gut. Etwas rann meinen Rücken hinab. Es war wie ein dünner Strom, und hinter meiner Stirn jagten sich die Gedanken.

Hatte ich etwas falsch gemacht? Warum fühlte ich mich plötzlich so unwohl, wo doch nichts passiert war?

Komisch…

Ich wollte Harry nicht damit belästigen. An der linken Seite fiel Licht aus der Tür eines Lebensmittelladens. Allerdings sehr schwach, so daß der Schein rasch von der Finsternis verschluckt wurde.

Ich schaute kurz durch das Glas der Eingangstür. Im hinteren Raum bewegte sich eine Frau. An die Einfahrt kurz vor dem Lebensmittelgeschäft dachte ich nicht mehr. Sie war mir auch kaum aufgefallen, dafür hatte sich mein ungutes Gefühl jedoch verdichtet.

Was lief da nicht zusammen?

Hinter uns klangen plötzlich hastige Schritte auf. Eine Frauenstimme zerriß die Stille. Sie klang hektisch und leicht überdreht.

»He, Sie, bitte, hören Sie…«

Das galt uns.

Wir blieben stehen und drehten uns um.

***

Die Frau lief auf uns zu. Ich glaubte auch, sie zu kennen. Wenn mich nicht alles täuschte, war sie die Besitzerin des kleinen Lebensmittelladens, der einige Schritte hinter uns lag.

Sie machte einen aufgeregten Eindruck, wedelte mit den Händen und hätte sich beim Stellen der Frage beinahe verschluckt. »Sie… Sie sind doch die beiden Herren von der Polizei, nicht?«

Ich mußte lächeln. Sah man uns das an, oder hatte es sich bereits

herumgesprochen?

Wahrscheinlich traf letzteres zu. Da ich ruhig blieb, antwortete Harry Stahl. »Ja, Frau, Sie haben recht.«

»Ich bin Luise Sander. Mir gehört der kleine Laden dort.«

Harry stellte mich und sich vor. »Und was können wir für Sie tun, Frau Sander?«

»Ich weiß, daß Sie beschäftigt sind, aber…«

»Das sind wir bestimmt.«

»Gut, ich muß Ihnen etwas sagen. Da war ein Mann. Ich sah ihn auf dem Hinterhof. Ich habe hinter dem Laden doch ein Lager. Es war Zufall, aber dieser Mann war nicht allein…«

Sie erzählte. Der Kommissar hörte nicht gerade interessiert zu, aber ich merkte, daß sich mein warnendes und ungutes Gefühl allmählich verstärkte.

Hier stimmte etwas nicht, hier ging einiges aus dem Leim, es war gefährlich geworden.

»Der ging dann durch die Einfahrt. Mit dem anderen über der Schulter, das ist…«

»Da ist er!«

Ich hatte mich umgedreht und den Gehsteig zurückgeschaut. Wie ein Tier aus der Höhle, so war der Mann aus der Einfahrt gekrochen. Nicht hochaufgerichtet, das konnte er bei seiner Last nicht, die auf der Schulter lag.

Frau Sander hatte sich nicht geirrt. Ob der Kerl nun einen anderen Menschen trug, fand ich nicht heraus. Die Entfernung war einfach zu groß, das Licht zu schlecht.

Aber ich startete.

Harry und Frau Sander ließ ich stehen, die mir noch etwas nachriefen, auf eine Antwort verzichten mußten.

Ich versuchte, so leise wie möglich zu laufen und sehr schnell an den Unbekannten heranzukommen. Schon jetzt war zu sehen, daß er nicht gerade zu den großen Menschen gehörte, seine Last auf der Schulter wirkte wesentlich größer.

Ich holte auf, er hörte mich und drehte sich herum.

Leider stand keine Straßenlaterne in der Nähe, so daß ich von seinem Gesicht nur wenig erkennen konnte. Trotzdem malte sich der Schrecken darin ab. Er wußte nicht genau, wie er reagieren sollte, schien auf der Stelle zu verweilen, dann bewegte er seine rechte Schulter und ließ die Last zu Boden rutschen.

Es war tatsächlich ein Mensch, ein Mann mit hellen Haaren, über den der Kleinere hinwegsprang und auf mich zurannte. Der Angriff erfolgte so schnell, daß ich nicht einmal reagierte. Auf dem Weg zu mir bewegte sich der Typ mit der Pudelmütze noch und hielt plötzlich etwas langes, Blitzendes in der Hand.

Ein Messer!

Scharf stach die Klinge hervor. In diesem Augenblick war sie ein tödlicher Gruß aus Stahl, wurde von oben nach unten geschwungen, ich hörte noch einen zischenden Fluch, dann raste das Messer auf mich zu.

Es hätte mich irgendwo erwischt, wenn ich nicht im letzten Augenblick mein Bein gehoben und zugetreten hätte.

Der kleine Mann fiel gegen die Hauswand. Ein ratschendes Geräusch zeugte davon, daß die Klinge über den Putz glitt, sie berührte auch noch meine Kleidung, hakte sich für einen Moment darin fest, drang aber nicht bis auf die Haut.

Ich rammte den Ellbogen nach links.

Der Kleine sackte zusammen.

Doch sein Messer hielt er noch fest. Er rollte sich aus meiner unmittelbaren Reichweite, damit er wieder auf die Füße kommen konnte. Ich hörte die hastigen Schritte und das Rufen meines Freundes Harry. Darum kümmerte ich mich nicht. Mit dem Fuß erwischte ich das rechte Handgelenk des Mannes und nagelte es fest.

Er lag, halb auf dem Rücken, halb auf der Seite. »Laß das Messer los!« fuhr ich ihn an.

Sein Gesicht verzog sich. Er sah so aus, als wollte er mir ins Gesicht spucken.

»Laß es los!« Ich verstärkte den Druck. Neben mir stand plötzlich Harry Stahl. Er hatte seine Waffe gezogen und scheuchte Frau Sander zur Seite, die Worte ausstieß und sich bekreuzigte.

Ich schaute auf die Hand. Noch war sie zur Faust geballt. Dann aber zuckten die Finger, aus der Faust wurde eine Fläche, und mit einer knappen Bewegung schleuderte der Kerl seine Waffe zur Seite. Harry hob die sofort auf. Ich nahm meinen Fuß zurück.

»Kümmere du dich um den andern«, sagte ich.

Harry wußte, wen ich meinte. Er lief hin, während ich den Messerstecher hochzog.

»Wie heißen Sie?«

»Sobek!« sagte er.

Mit diesem Namen konnte ich nichts anfangen, wollte noch eine Frage stellen, aber Harry Stahl rief mir zu, schnell zu kommen. Ich nahm Sobek in den Polizeigriff und schob den Kerl vor mir her.

Frau Sander stand in der offenen Ladentür, bleich und zitternd. Ich bedankte mich bei ihr im Vorbeigehen, daß sie so hervorragend aufgepaßt hatte.

Sie gab keine Antwort.

Neben Harry blieb ich stehen. Er selbst kniete und hatte den Körper auf den Rücken gelegt. »Weißt du, wer das ist, John? Hast du mal genau hingeschaut?«

Ich sah es, als er fragte. »Helmut Stoßflug…«
»Ja, zum Teufel, er ist es.« Harry stand wieder auf, starrte Sobek an und nickte sehr bedächtig. »Ich glaube, Meister, daß wir uns einmalgründlich unterhalten müssen.«
Sobek spie aus. Die Ladung klatschte dicht neben Harrys Füße. Einige Spritzer trafen noch den Bewußtlosen.
»Auf diese Antworten können wir verzichten!« flüsterte der Kommissar. »Verstanden?«
Sobek schwieg.
Harry wollte wissen, wie er heißt. »Er heißt Sobek.«
Der Kommissar nickte. »Das klingt mir nach drüben, nach der Tschechei.«
»Ich bin Tscheche. Sie können mich hier nicht festhalten!« schrie er. »Ich will…«
»Was Sie wollen, Sobek interessiert keinen. Sie haben mich, einen Polizeibeamten mit dem Messer angegriffen, und das kann Sie teuer zu stehen kommen.«
»Hinzu kommt noch, daß Sie Helmut Stoßflug entführen wollten«, sagte der Kommissar. »Ich an Ihrer Stelle würde mir die nächsten Worte genau überlegen. Es könnte sein, daß Sie in einer verdammten Zwickmühle stecken.«
Der Tscheche sagte kein Wort.
»Kümmere du dich um Stoßflug«, sagte ich zu meinem Freund. »Am besten wird es sein, wenn du ihn in den Laden von Frau Sander schaffst. Er muß weg von der Straße.«
»Mach' ich. Einen Moment noch.« Harry wollte von Sobek wissen, wie er Stoßflug überwältigt hatte.
»Betäubt.«
»Womit?«
»Patrone.« Dann sprach er in seiner Muttersprache und wollte plötzlich nichts mehr verstehen.
Ich sah, wie Harry Stahl tief Luft holte und sich Falten in sein Gesicht gruben. Er wurde wütend.
»Bring Stoßflug weg!«
Der Kommissar nickte. »Okay, werde ich machen.« Noch einen kalten Blick schickte er dem Tschechen entgegen, dann bückte er sich und hob den Bewußtlosen an, der sich beim harten Aufprall gegen den Boden an der Wange und am Kinn verletzt hatte, denn aus zwei kleinen Wunden flossen dünne Blutspuren.
Ich wartete, bis sie im Laden verschwunden waren, entließ Sobek aus dem Griff und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Hauswand. Dicht vor ihm blieb ich stehen.
Aus Augenschlitzen schaute er mich an. Aufgegeben hatte der Kerl noch lange nicht. Ich zog meine Beretta, hielt sie in der Linken und

durchsuchte Sobek mit der freien Hand.
Ich fand diese Pistole. Eine klobige Waffe, die ich in die Außentasche steckte.
Sobek blies mir seinen Atem gegen den Hals. »Glaub nur nicht, daß du gewonnen hast.«
»Nein, aber du auch nicht. Allerdings bin ich näher an der Ziellinie als du.«
In der Dunkelheit wirkten seine Augen wie zwei düstere Monde. Mir gefiel der Blick überhaupt nicht. Ich rechnete damit, daß er noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt.
»Hör mir jetzt genau zu«, sagte ich. »Es ist kaum möglich, daß du mit dem schweren Mann lange spazierengehen wolltest. Ist auch zu umständlich. Ich will nur von dir wissen, wo du ihn hinschaffen wolltest. Das reicht erst mal.«
Er schwieg und grinste.
»Ich warte nicht lange, Sobek.«
»Du kriegst nichts raus, Mann. Es ist zwar nicht nötig, aber ich gebe dir trotzdem einen Rat. Hau ab aus Dresden! Hau sofort ab, denn gegen das, was hier passiert, kannst du nicht ankämpfen!«
»Tatsächlich?« Mein Grinsen wurde mokant. »Sprichst du von einem Vampir oder…«
Er zuckte zusammen. Ich hatte ins Schwarze getroffen, ihn genau erwischt, und mir war klar, daß er etwas über diese verfluchten Blutsauger wußte.
»Pech, nicht wahr?«
»Bestimmt nicht.«
»Ich werde sie finden, Sobek. Deshalb bin ich hergekommen. Vampire und andere Schwarzblütler jage ich bereits seit Jahren. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich genau weiß, wie ich mit dieser Brut umzugehen habe.«
»Du wirst sie…«
»Ich werde sie finden. Ich werde auch Helga Stoßflug finden und diejenige Unperson, die der Schwarze genannt wird. Du hörst, daß wir euch dicht auf den Fersen sind. Wir werden mit diesem unrühmlichen Kapitel der Vergangenheit aufräumen.«
Er schaute mich nur an. Sein Mund wirkte in diesem Fall wie zugenäht. Kein Wort drang über seine Lippen. Ich hatte auch keine Lust mehr, mit ihm hier im Freien zu reden. Frau Sanders Laden war ein besserer Ort für derartige Gespräche.
»Gehen wir«, sagte ich.
Er machte sich steif. »Wohin denn?«
»Das wirst du sehen. Jedenfalls ist die Art deines bisherigen Lebens beendet. Es sei denn«, ich legte eine kleine Pause ein, »aber darüber reden wir später.«

Er hob die Schultern und senkte den Kopf, damit ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

Selten hatte ich einem Menschen so wenig getraut wie ihm. Der hatte sich noch nicht aufgegeben, er suchte nach einer Chance, und auch meine Gedanken wirbelten.

Mit dieser Last auf der Schulter hätte er nicht kilometerweit gehen können. Sein Ziel mußte also in dieser Umgebung liegen, bestimmt nicht weit entfernt.

Es hatte zwar keinen Sinn, ich stellte die Frage trotzdem. »Wo wolltest du mit deiner Beute hin?«

»Auf den Mond.«

Ich starrte Sobek an. Dann griff ich zu und zerrte ihn herum. Wieder nahm ich ihn in den Polizeigriff. Mein Ziel war das Geschäft der Frau Sander.

Wir waren einige Schritte weit gegangen, als hinter mir etwas geschah. Jemand startete einen Motor.

Am Klang war zu erkennen, daß es nur der alte VW-Transporter sein konnte.

Scheinwerfer durchbrachen mit ihren Lichtstrahlen die Finsternis. Sie hüllten uns ein, und ich kam mir vor, als würde ich auf dem Präsentierteller stehen.

Ich drehte mich um, zerrte Sobek mit, da blendete mich das Fernlicht. Aus ihm hervor raste wie ein düsterer Mordroboter auf vier Rädern der Transporter…

***

Rico hörte das Stöhnen seiner Partnerin und sah auch, wie unruhig sie geworden war. Sie bewegte sich auf dem Boden hin und her, krampfte sich zusammen, trommelte mal mit den Fäusten auf das Blech und steckte voll innerer Qual.

Der Schwarze gab zu, einen Fehler gemacht zu haben, als er ihr das Blut aussaugte. Er hatte sie nur gieriger auf den Lebenssaft ihres Mannes machen wollen, um auch allerletzte Barrieren zu zerstören.

Sie lag, er saß.

Kriechend bewegte er sich auf Helga Stoßflug zu, tastete über ihr Gesicht und stellte fest, daß sie den Mund weit geöffnet hatte, als wollte sie jeden Augenblick zubeißen.

»Ich… ich vergehe«, keuchte sie.

Er streichelte ihre Haut. An manchen Stellen fühlte sie sich an wie trockenes Papier. »Du brauchst keine Furcht zu haben, ich bin bei dir. Ich werde dir auch das frische Blut besorgen.«

Sie röchelte und umkrampfte mit einer Hand seinen Arm dicht über dem Ellbogen. »Du hast viel gesagt, Rico, aber es dauert einfach zu lange, verstehst du das?«

»Ja, ich weiß…«

»Warum dauert es so lange? Sobek ist schon lange weg. Er… er hätte ihn längst haben müssen.«

»Stimmt.«

»Tu was. Da ist etwas schiefgelaufen, ich fühle es. Ich komme mir vor, als hätte man uns eingekreist. Vorhin habe ich etwas gespürt. Nur für einen Moment, aber da hatte ich das Gefühl, als wäre der Tod an unserem Wagen entlanggestrichen. Ein Tod, der uns gilt, wenn du verstehst. Der Tod…«

»Keine Sorge.«

Helga lauschte seiner Stimme nach. So sehr sie sich sonst auf ihn verlassen hatte, in der Enge dieses Wagens war das gute Gefühl bei ihr verschwunden.

»Doch, du mußt etwas tun.«

»Was denn?«

»Sieh nach. Es ist etwas passiert. Er hätte längst hier sein müssen. Setz dich lieber in das Fahrerhaus. Du kannst Autofahren. Vielleicht müssen wir fliehen.«

Die Worte gefielen dem Schwarzen überhaupt nicht. Bisher war er immer derjenige gewesen, der sich auf der Siegerstraße bewegte. Daß Menschen ihm den Rang ablaufen konnten, das hätte er nie für möglich gehalten. Irgendwo hatte Helga auch recht. Sobek war tatsächlich zu lange fortgeblieben. Man mußte immer mit Schwierigkeiten rechnen.

»Schaust du?«

»Ja, damit du beruhigt bist. Ich werde mich dann nach vorn setzen und gebe dir Bescheid.«

»Aber gib acht, denk an den Tod, der hier vorbeigegangen ist«, wisperte sie in die Dunkelheit hinein.

»Keine Sorge.« Der Schwarze hatte sich bereits auf die Heckklappe zubewegt. Als Vampir konnte er zwar im Dunkeln nicht so sehen wie ein normaler Mensch im Hellen, aber er wußte genau, wie er seine Handgriffe zu setzen hatte.

Die Klappe schwang auf. Graue Dunkelheit sickerte ihm in breiter Front entgegen. Er schaute die fast menschenleere Straße hinab, sah die vereinzelten Lichter, hörte das entfernte Brummen des allgemeinen Verkehrs, alles Geräusche, die normal waren und bei ihm wirklich keine Angstgefühle erzeugten.

Rico stieg aus. Sehr langsam drückte er die Heckklappe wieder zu und blieb im Schatten des hohen Fahrzeugs stehen.

Er paßte in seinem eleganten Frack einfach nicht hierher. Aber er war sein Markenzeichen, und darauf wollte er nicht verzichten. Helga hatte einen Verdacht ausgesprochen, ihn damit beunruhigt, doch zu erkennen war nichts.

An der rechten Seite des Wagens drehte er sich entlang. Er ging über die Straße, erreichte die Beifahrertür, schaute jetzt in die andere Richtung, und da durchschoß ihn der heiße Schrei wie ein scharfer Schmerz.

Helga hatte recht gehabt. Sobek hatte es nicht geschafft. Er war in eine Falle gelaufen, stand mit dem Rücken an der Wand, und sein kleinerer Körper wurde von dem eines größeren Mannes fast verdeckt.

Von dem Fremden sah der Schwarze nur den Rücken, doch er spürte etwas, das ihm gar nicht gefiel.

Eine gewisse Ausstrahlung, von der schon Helga gesprochen hatte. War er der Todbringer für Vampire?

Was die beiden redeten, konnte Rico nicht hören. Er hätte es gern gewußt, aber er mußte auch seine eigenen Pläne verfolgen, das war für ihn wichtiger.

Beide Türen waren nicht verschlossen. So leise wie möglich zog er die Beifahrertür auf. Er kroch förmlich in den Wagen hinein, setzte sich auch nicht hinter das Steuer, sondern machte sich so klein, daß er von außen nicht gesehen werden konnte.

Fiebernd wartete er ab. Er war in die Stille hineingetaucht, die ihm nicht gefiel.

Hinter sich hörte er das Pochen. Helga hatte gegen die Trennwand geklopft, weil sie Bescheid wissen wollte.

Sie hatte auch ein Recht darauf. Er drehte sich und öffnete die Luke.

Helga sah er nicht, er hörte aber ihre gestammelten Worte. »Habe ich nicht…«

»Ja, es stimmt.«

»Ist er in die Falle gegangen?«

»Er hat es nicht geschafft.«

»Und jetzt?«

Rico wußte noch keine Lösung. »Ich werde handeln, wenn es erforderlich ist«, erklärte er.

Helgas nächste Bemerkung schockte ihn. »Ich habe Angst«, flüsterte sie. »Verdammte Angst.«

»Du als Vampir? Weißt du nicht, wie sehr wir den Menschen überlegen sind?«

»Nicht allen.«

»Gut«, sagte er, weil er auf das Thema nicht näher eingehen wollte. »Ich werde schon eine Lösung finden.« Mit diesen Worten schloß er die Klappe.

Dann richtete er seinen Blick nach vorn. Er saß noch immer nicht normal hinter dem Lenkrad, schaute durch die Scheibe und ärgerte sich nicht darüber, daß sie beschlagen war. Er konnte noch einigermaßen gut sehen, wer hineinschauen wollte, entdeckte ihn dabei kaum.

Die Männer standen noch immer beisammen. Dann aber bewegte sich der Größere. Er packte Sobek am Arm und drehte diesen so herum, daß sich der Tscheche nicht befreien konnte. Rico kannte den Griff. Er hatte ihn oft genug selbst angewendet. Es gab kaum eine Möglichkeit, daraus zu entkommen, ohne sich etwas anzutun.

Das gefiel ihm überhaupt nicht. Wer diesen Griff so sicher ansetzte, tat das nicht zum erstenmal. Er ging davon aus, es mit einem Polizisten zu tun zu haben.

Etwas war in Bewegung geraten, daß er übersehen hatte. Sie waren ihm und Helga auf der Spur.

Nur konnte er sich nicht vorstellen, wer es wagte, sich gegen sie zu stemmen.

Helmut Stoßflug sah er nicht. Sein Schicksal interessierte ihn auch im Moment nicht, Sobek war wichtiger. Wenn er den Mund auftat und redete, sah es böse aus.

Um etwas dagegen zu tun, blieb ihm kaum Zeit. Es gab nur eine Möglichkeit, er mußte beide erwischen.

Ein Auto konnte auch zu einem Mordwerkzeug umfunktioniert werden. Um schnell starten zu können, hatte Sobek den Zündschlüssel stecken lassen. Der Blutsauger setzte sich normal hin, umfaßte mit einer Hand das Lenkrad, mit den Fingern der anderen den Zündschlüssel.

Er drehte ihn herum!

VW-Motoren springen immer an, mochten sie auch noch so alt sein. Das merkte auch Rico, denn der Motor kam sofort. Er heulte typisch auf, Rico schaltete die Scheinwerfer ein, gab Gas und raste mit Fernlicht auf die beiden Gestalten zu, die sich scharf wie Scherenschnitte in dem kalten Licht abhoben…

***

Das ist ein Mordversuch!

Dieser Satz schoß mir durch den Kopf, als ich mich zusammen mit Sobek gedreht hatte und wir beide gegen die Lichtfülle schauten, die Augen aber geschlossen hielten, weil die grellen, hüpfenden Strahlen zu sehr blendeten.

Ich hörte Sobek lachen. Der Tscheche hatte seinen Spaß, nur sollte der ihm vergehen.

Ich handelte noch in derselben Sekunde. Aus dem Lachen wurde ein Schrei, als Sobek zurückflog und nicht seitlich gegen die Hauswand krachte, sondern in die schmale Einfahrt hineinschoß wie ein menschlicher Torpedo.

Sie war auch mein Ziel.

Ich hechtete in die Lücke, denn eine andere Chance hatte ich nicht. Der verdammte Wagen hätte mich erwischt und gegen die Hauswand

gequetscht, wobei meine Knochen leicht zu Brei hätten werden können.

Lücke oder Wand!

Ich traf die Lücke und die Wand, denn an der rechten Seite prellte ich mir die Schulter. Aufhalten konnte mich dieser Stoß nicht. Ich wurde in den schmalen Schlauch hineingedrückt, hörte hinter mir das hohe Singen des Automotors, aber auch das Knattern dazwischen und das Scheppern, weil das Fahrzeug mit der Hauswand kollidierte war.

Ich lag im Dreck, war unverletzt und drückte mich sofort herum, denn ich wollte ihn haben.

Der Wagen hatte die schmale Einfahrt längst passiert. Den Motor hörte ich auf der Straße hochtourig singen.

Mein Sprung brachte mir nichts ein. Jemand stoppte mich, weil er sich von hinten her in meine Beine hineinwarf und sich am Stoff der Hose festkrallte.

Das war Sobek.

Ich fiel hin, hatte Glück, daß ich mir nicht das Gesicht aufschrammte, während Sobek plötzlich wie ein Ungetüm, auf meinem Rücken hockte und begann, mit den Fäusten auf mich einzuschlagen.

Ich schüttelte den Tschechen ab.

Ich hörte ihn wütend fluchen. Diesmal war er gegen die Wand geschrammt und auf Hände und Füße gefallen. Er war sofort wieder auf den Beinen und griff mich an.

Bevor er meine Hüften umklammern konnte, erwischte ihn ein blitzschneller Uppercut am Kinn. Es war mehr ein Zufallstreffer. Der kleine, bissige Tscheche bekam einen glasigen Blick, seine Hände rutschten ab, und er blieb vor meinen Füßen liegen.

Das gab mir Gelegenheit, nach dem Transporter Ausschau zu halten. Natürlich war er nicht mehr da. Der Straßenwirrwarr hatte ihn längst verschluckt.

Ich zerbiß einen Fluch, wandte mich wieder Sobek zu, der so angeschlagen war, daß er mir nicht mehr gefährlich werden konnte. Er hockte auf dem kalten Boden, mit beiden Händen mußte er sich abstützen, um nicht zu fallen. Sein Kinn saß etwas schiefer als sonst, der Blick wirkte wie Glas.

Ich zerrte ihn hoch.

Er ließ alles mit sich geschehen und hing schließlich wie eine Puppe in meinem Griff. Sobek war in diesem Fall verdammt wichtig. Er würde uns die Informationen geben, die uns noch fehlten, und er würde reden, das schwor ich mir.

Was er vor sich hinbrabbelte, verstand ich nicht. Es war mir auch egal, ich wollte ihn nur so schnell wie möglich unter meine Fittiche wissen.

Die Einfahrt konnten wir beide nicht verlassen, weil sie von einer

männlichen Gestalt versperrt wurde.
Es war Kommissar Stahl, der die Geräusche gehört und es im Laden nicht mehr ausgehalten hatte.
Auch andere Bewohner waren aufmerksam geworden, standen neugierig in ihren offenen Haustüren oder schauten aus den Fenstern.
Harrys Blicke wechselten zwischen Sobek und mir hin und her. »Ihr seht nicht mehr gut aus«, stellte er fest.
Ich hob die Schultern. »Es war verdammt knapp. Die Vampire sind modern geworden. Sie versuchten, uns mit einem Fahrzeug umzubringen, plattmachen, zwischen Auto und Wand.«
»Ich hörte so etwas.« Harry schaute zurück, wo die Gaffer standen. »Der Motor war ziemlich laut.«
»VW-Transporter.«
Harry schaltete schnell. »Mit einer Ladefläche. Hätte da Helmut Stoßflug hingebracht werden sollen?«
»So sehe ich es.«
»Warum?«
Ich deutete auf den noch immer angeschlagenen Sobek. »Das werden wir ihn fragen.«
Stahl nickte. Er ging auf Sobek zu, der seine Arme anhob. Stahl mußte lachen. »Keine Sorge, mein Lieber, ich werde mich hüten, Sie zu schlagen. Ist nicht meine Art, wissen Sie. Aber über Ihre Freunde werden wir uns noch unterhalten.«
»Bist du noch immer im Geschäft?«
»Sicher.«
»Und wie geht es Helmut?«
Der Kommissar wiegte den Kopf. »Den Umständen entsprechend, will ich mal sagen. Die Betäubung läßt allmählich nach, und Frau Sander wollte ein Fläschchen mit Riechsalz besorgen. Ob es hilft, weiß ich nicht. Aber da wird uns Sobek auch mehr sagen können.«
»Was ich hoffe.«
In der Einfahrt war es zugig. Für den Wind wirkte sie wie ein Kanal. Ich nahm Sobek wieder in den Griff und schob ihn hinaus auf den Gehsteig, wo Harry die Zuschauer zur Seite scheuchte und ihnen klarmachte, daß es überhaupt nichts zu sehen gab.
Der Tscheche ging etwas schwankend vor mir her. Immer wieder schüttelte er den Kopf, brummelte etwas vor sich hin, daß ich allerdings nicht verstand, weil es in seiner Heimatsprache gesprochen war. Manchmal schaute er sich auch um, aber seine Helfer hatten sich voll und ganz zurückgezogen.
Es gab sie nicht mehr.
Frau Sander hatte einen alten Wollmantel übergestreift. Sie stand vor dem Geschäft, sprach mit einigen Leuten aus der Nachbarschaft und zog sich in den Laden zurück, als sie Sobek und mich sah. Der

Kommissar folgte etwas später.
Ich stellte Sobek neben die alte Kasse, wo die Fächer für das Gemüse und das Obst in die Regalwand eingebaut worden waren. Er befühlte sein Kinn, das eine dicke Beule bekommen hatte. Die Stelle schimmerte blaugrün.
»Das hätten Sie sich ersparen können«, sprach ich ihn an. »Man muß wissen, wenn man verloren hat.«
Sein Blick wurde lauernd. »So, habe ich das?«
»Sicher«, erklärte Harry Stahl, der soeben den Laden betrat. »Du hast verloren, Mann.«
»Noch nicht.«
»Auf deine Helfer wirst du dich nicht verlassen können. Die haben Fersengeld gegeben.«
Das wußte der Tscheche selbst. Wütend schaute er zu Boden und atmete scharf aus.
»Du stehst hier allein«, sagte Harry. »Ganz allein, und du stehst im Regen. Hilfe kannst du - nicht erwarten. Ich rechne durchaus damit, daß sie zurückkommen werden, dann aber nicht, um dich zu befreien, sondern um dich zu killen. Du bist jemand, der einfach zu viel weiß. Du könntest Dinge verraten, die ihnen nicht gefallen. Wenn sie also zurückkommen, dann machen sie dich fertig.«
»Oder saugen Ihr Blut«, sagte ich.
Sobek widersprach nicht. Er ließ sich unsere Worte durch den Kopf gehen. Wir gaben ihm auch die Zeit. Frau Sander kam mit frisch aufgebrühtem Kaffee. Dankbar nahmen Harry und ich die Tasse an. Sobek nicht. Er starrte zu Boden und schüttelte den Kopf.
Wir tranken.
»Also viel Zeit haben Sie nicht«, sagte ich. »Der Kommissar und ich möchten in dieser Nacht noch eine kleine Tour machen. Wir lieben Schlösser, und da steht besonders Schloß Rabenburg ganz oben auf unserer Liste. Wäre das nicht schon ein Grund, uns zur Seite zu stehen?« Ich hatte ihn genau beobachtet und festgestellt, daß er kein besonders guter Schauspieler war. Bei der Erwähnung des Schlosses war er zwar nicht gerade zusammengezuckt, er hatte sich aber anders benommen und den Kopf für einen Moment zur Seite gedreht.
Er kannte das Schloß.
»Es liegt im Wald, nicht wahr? Es ist verwunschen, ein kleines Märchenschloß. Richtig einsam. Ideal für Vampire, ein wunderbares Versteck, für alles zu gebrauchen, sogar als Stasi-Schule. Das war es doch vor der Wende, wie?«
Er deutete ein Nicken an.
Ich lächelte Harry Stahl zu, weil ich das Gefühl hatte, den Panzer angebrochen zu haben.
»Wer wurde dort ausgebildet?« fragte Harry.

»Keiner.«
»Tatsächlich?«
»Nein, nicht mehr. Da war hinterher nur die Gruppe«, lautete seine leise Antwort.
»Welche Gruppe? Die Stasi-Vampire?«
»Ja.«
»Schön - und weiter? Hatten diese politisch angehauchten Blutsauger auch einen Boß?«
Sobek sah ein, daß er verloren hatte, und deshalb redete er auch. Seine Vampirfreunde würden ihm kaum helfen können, er mußte sich jetzt auf die andere Seite stellen. »Er ist der Schwarze.«
»So heißt man nicht«, sagte Harry.
»Ich weiß.«
»Wie lautet sein richtiger Name.«
»Rico!«
Harry schüttelte den Kopf. »Und welchen Nachnamen hat dieser Rico?«
»Der hat keinen.«
»Hieß er nur Rico?«
»Ja.«
»Und sein Background?«
Es war eine Frage, die Sobek nicht begriff. Damit kam er nicht zurecht.
»Ich… ich verstehe nicht, was…«
Während ich nur zuhörte und meinen Kaffee trank, rückte Harry mit einer Erklärung heraus. »Ich rede von seiner Vergangenheit, von seiner Herkunft, klar?«
»Ist schon recht«, sagte Sobek. Er bat um eine Zigarette, die er von mir bekam. Er rauchte nervös.
Als Aschenbecher diente ihm eine Untertasse.
»Keiner weiß es so recht«, gab er zu.
»Rico hat auch nicht viel darüber erzählt. Ich weiß nur, daß er beim Stasi war. Da hat er eine führende Funktion gehabt, glaube ich.«
»War er Leiter der Schule?«
»Nein, hier in Dresden. Helga Stoßflug kannte ihn. Sie arbeitete ja in seiner Firma. Sie hat zuviel entdeckt, da hat er sie eben vor zehn Jahren entführt.«
»Und zur Vampirin gemacht, nicht?«
Der Tscheche nickte. Mehr wollte er nicht sagen. Wenn er atmete, schnaubte er durch die Nase.
»Wieso bist du normal?« fragte Harry.
»Sie brauchten mich als Fahrer. Ich habe sie immer gefahren. An mich ging keiner ran. Sie hatten den Befehl bekommen, mich in Ruhe zu lassen.«

»Wer ist *sie*?«
Der Tscheche nahm einen tiefen Zug, blies den Rauch aus. Durch die Wolke starrte er mich an.
»Seine Helfer.«
»Wie viele genau?«
Sobek drückte die Zigarette aus. Vier Züge hatten gereicht, um sie zum Stummel werden zu lassen.
Der Typ mußte wirklich unter einem wahnsinnigen Druck stehen. »Es sind… es sind…«, er schwieg.
Im Kopf rechnete er nach, hob aber die Schultern und sagte: »Ich weiß es nicht. Ich… ich weiß es ehrlich nicht.«
»Ungefähr.«
»Nein, sorry…«
»Mehr als zehn?« hakte ich nach. »Kann sein, um die Zahl herum. Ich habe mich nie in ihren Gewölben aufgehalten.«
Ich hob den Blick. »Gewölbe ist gut«, sagte ich. »Das Schloß ist also unterkellert.«
»Ja, natürlich. Alte Gänge und Verliese. Das sind ihre Verstecke. Da liegen sie tagsüber.«
»Richtig klassisch«, sagte der Kommissar.
»Und bei Anbruch der Dunkelheit steigen Sie dann aus ihren Särgen. Ist das richtig?«
Sobek nickte mir zu.
Ich holte tief Luft. Mein Blick fiel auf die Uhr. Es wurde Zeit, daß wir fuhren. Schließlich wollten wir noch vor Mitternacht unser Ziel erreicht haben.
Begeistert sahen weder Harry Stahl noch ich aus. Die Anzahl der Vampire war nicht gerade klein, wir waren nur zu zweit, da konnte es leicht zu bösen Überraschungen kommen.
Viel mehr konnte oder wollte uns Sobek über die Blutsauger und deren Verstecke nicht sagen. Uns interessierte vor allen Dingen, wie wir am schnellsten dorthin kamen. Und diesen kürzesten Weg kannte er sicherlich besser.
Harry Stahl fragte ihn danach. Als Fahrer mußte er in der Lage sein, die Beschreibung sehr präzise zu geben, was er auch tat. Wir konnten uns nicht beschweren. Sicherheitshalber schrieb der Kommissar mit. Ich hatte mich ein paar Schritte zurückgezogen, schaute nach draußen und sah noch immer die Menschen vor dem Geschäft.
Frau Sander hatte sich bisher im Hintergrund aufgehalten. Jetzt kam sie auf mich zu. Kopfschüttelnd schaute sie mich an. »Das… das ist ja furchtbar«, sagte sie, weil sie mitgehört hatte. »Ich… ich kann es einfach nicht glauben.«
Ich hob die Schulter. »Die Welt ist leider nicht so, wie man sie gern hätte. Dazu zähle ich nicht allein die sichtbaren Probleme, sondern

auch die unsichtbaren. Es ist nicht einfach, damit zurechtzukommen, das müssen Sie mir glauben.«

»Schaffen Sie das denn?«

»Ich hoffe es.«

»Sie sprechen von diesen Wesen wie von normalen Menschen. Das… das kann man sich doch nicht erklären.«

»Lassen Sie es lieber.«

»Angst habe ich trotzdem«, flüsterte sie.

»Die brauchen Sie jetzt nicht mehr zu haben.« Ich fragte sie nach Helmut Stoßflug.

»Kommen Sie mit.«

Frau Sander ging vor. Helmut Stoßflug lag auf einer alten Liege, die im Vorratsraum stand. Er sah blaß aus, war wach und hatte sich auch übergeben müssen. Das Erbrochene befand sich in einem Eimer, vermischt mit Wasser.

Aus entzündeten Augen schaute er mich an, sah mein Lächeln, da zuckten auch seine Lippen. Bevor er eine Frage stellen konnte, war ich an der Reihe.

»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Herr Stoßflug. Es ist alles wieder okay.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind außer Gefahr.«

Er schloß für einen Moment die Augen. Dann redete er von Sobek, der ihn so reingelegt hatte.

»Das wird der Kerl nie mehr schaffen, Herr Stoßflug. Wir haben ihn jetzt unter Kontrolle.«

»Echt?«

»Ja.«

»Der hat mich erwischt. Der schoß mit einem Ding auf mich, das aussah wie eine Pistole.«

»Sie sind betäubt worden.«

»Warum? Wer ist er?«

»Sagen wir so, er arbeitet mit den Blutsaugern zusammen.«

Stoßflug schloß die Augen. »Und auch mit meiner Frau? Mit Helga?«

»Sicher.«

Ihn quälte eine Frage, das sah ich ihm an. Ich munterte ihn auf, sie zu stellen.

»Es fällt mir so schwer.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

»Ja, bitte, ja. Was ist mit meiner Frau? Gibt es für Helga noch ein Zurück?«

Ich schaute ihn an. Verdammt, die Antwort fiel mir schwer. Daß sie mir schwerfiel, freute mich irgendwo, denn es zeigte mir gleichzeitig, daß ich noch nicht so abgestumpft, sondern ein Mensch geblieben

war.

»Sagen Sie es ruhig.«

Ich nickte. »Wissen Sie, Herr Stoßflug, es gibt Dinge, die muß man hinnehmen. Die kann man nicht rückgängig machen. Und die Verwandlung Ihrer Frau gehört dazu.«

»Sie wird es, also bleiben«, flüsterte er nach einer Weile. Jetzt zitterten seine Hände.

»So sieht es aus.«

»Müssen Sie nicht dagegen etwas tun?« fragte er nach einer Pause. Er atmete tief ein. »Ich habe mich über Vampire kundig gemacht. Ich habe viel gelesen, ich weiß irgendwo auch Bescheid, und ich möchte Sie fragen, ob Sie es verantworten können, daß Helga als Untote auch weiterhin herumgeistert?«

»Das kann ich nicht.«

»Gut, gut«, sagte er, »das habe ich alles schon verstanden. Da bin ich Ihnen auch dankbar. Werden Sie es denn übernehmen?«

»Das verspreche ich Ihnen.«

Er weinte plötzlich. Verdammt noch mal, auch ich bekam eine Gänsehaut. »Wir waren noch nicht lange zusammen, als es passierte. Es war wie ein brutaler Schlag ins Genick. Ich habe immer noch Hoffnung gehabt, jetzt nicht mehr, und ich sehe auch ein, daß sie etwas unternehmen müssen, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Geben Sie mir dann Bescheid?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Bitte, die Hand darauf!«

Ich umfaßte Helmuts Hand. Sie fühlte sich kalt an, gleichzeitig war sie schweißfeucht. Ich konnte mir vorstellen, wie es in seinem Innern aussah. Dann bat er mich, ihn allein zu lassen.

»Frau Sander wird bei Ihnen bleiben.«

»Ja, das ist gut. Dann habe ich jemand, mit dem ich reden kann. Sie kennt mich schon lange.«

Ich drehte mich um.

Frau Sander hatte hinter mir gestanden. Auch sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Mit dem Zipfel eines Taschentuchs trocknete sie ihre Augen. Sie schüttelte den Kopf und flüsterte, daß sie das nicht alles fassen konnte.

»Ich auch nicht, Frau Sander. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Es ist mein Beruf, mit diesen Wesen umzugehen. Ich jage sie, ich muß sie zerstören.«

»Ist das nicht ein furchtbarer Beruf? Eine schreckliche Aufgabe für Sie?«

»Ja, stimmt, aber einer muß sie eben tun. Da kann man eben nichts machen. Helmut Stoßflug ist bei Ihnen in guten Händen. Wir werden

Sie gleich allein lassen.«

»Ich werde für Sie beten, Herr Sinclair. Für Sie und für Ihren Kollegen, den Kommissar.«

»Das kann wohl nicht schaden.«

Am Eingang entstand Bewegung. Uniformierte betraten den Laden. Sie sollten sich um den Tschechen kümmern. In Handschellen wurde er abgeführt. Noch einmal drehte er sich um.

Wir schauten uns gegenseitig an.

Er schüttelte den Kopf und sagte mit leiser Stimme: »Ich weiß nicht, ob Sie es schaffen werden. Ich glaube nicht daran. Sie sind gefährlich und gut ausgebildet.«

»Damit rechnen wir.«

Er hob die Schultern und ließ sich abführen.

Mit einem sehr ernsten Gesicht trat Harry Stahl auf mich zu. »Soll ich dich fragen, John, was das wird?«

»Ein Höllentrip.«

»Sei ehrlich. Wie siehst du unsere Chancen?«

»Ich bin dir gegenüber ehrlich. Die Chancen rechne ich vorher nie aus. Ich lasse alles auf mich zukommen und handele der Situation entsprechend, aus dem Bauch heraus.«

»Das ist wohl auch gut.«

»Richtig.«

Wir verließen den Laden. Draußen empfing uns der kalte Wind. Am Himmel spielte er mit den Wolken, jagte sie vor sich her wie flüchtende Tiere. Auch der Mond war zu sehen. Es sah aus, als hätte jemand ein Loch in den Himmel geschnitten.

Wir gingen zu Harrys Wagen. »Ich habe den Kollegen gesagt, welche Route wir nehmen. Falls Sie morgen abend noch nichts von uns gehört haben, wird es Uwe Kleist übernehmen, deine und meine Dienststelle zu informieren. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Es war genau richtig.«

Wir stiegen ein. Harry startete. Er deutete dabei auf die Tankanzeige, deren Nadel auf halbvoll zitterte. »Ich werde sicherheitshalber noch nachfüllen.«

»Okay.«

Während wir uns auf den Weg zur Tankstelle machten, dachte ich an die Waffen, die wir bei uns trugen. Auch Harry Stahl besaß mittlerweile eine Silberkugel-Pistole. Ich hatte ihm dazu geraten und ihm die Munition besorgt.

Dennoch wäre es mir lieber gewesen, noch meinen Freund Suko an der Seite zu wissen. Aber er war in Paris geblieben, hatte sich dorthin zurückgezogen. Wir waren gute Freunde, ich akzeptierte ihn so, wie er war. Jetzt aber ärgerte ich mich über seinen Entschluß. Schloß Rabenberg konnte auch leicht zu einem großen Grab für uns werden…

***

Ein dunkler Wagen jagte durch die Nacht!

Am Steuer saß Rico. Auf der Ladefläche wälzte sich Helga Stoßflug hin und her. Sie mußten den Fliehkräften Tribut zollen, nahm ihre unfreiwilligen Bewegungen auch hin, denn sie verspürte keine körperlichen Schmerzen beim Aufprall gegen die Wände, doch andere Schmerzen hatten sie schon überkommen.

In ihrem Innern tobte eine Hölle. Es war die reine Gier nach dem Blut eines Menschen, die sie völlig von der Rolle brachte. Sie kam sich vor wie ausgetrocknet, alles in ihr schrie nach Nahrung, aber der Fahrer kannte kein Pardon. Er hielt nicht an, sondern trieb den Wagen auch weiterhin über die Landstraßen in Richtung Südosten, den Bergen entgegen.

Diesmal hatte er einen Fehler gemacht, und das gab er auch zu. Einen verdammten Fehler, denn er hätte die Typen jagen sollen. Er hätte auf sie schießen können, er hätte sie so überfallen sollen, er hätte seine Hände in ihre Hälse schlagen können…

Hätte und hätte…

Nein, er hatte es nicht getan. Es war ihm am einfachsten erschienen, sie zu überfahren, die Körper gegen die Wand zu drücken und sie anschließend zu überrollen.

Einfach so…

Die Nacht war düster und windig. Am Himmel spielten sich optische Schauergeschichten ab. Der Wind trieb die Wolken wütend durcheinander, hin und wieder, wenn die Flächen mal frei waren, dann sah er das Glotzauge des Vollmonds. Für ihn und auch für die anderen Blutsauger war er der Große Kraftspender.

Die Straßen waren oft schmal, sehr kurvig, auch nicht gut geteert oder gepflastert. Es gab Risse und Buckel, über die Rico den VW-Transporter hinwegjagte.

Die Einsamkeit nahm zu.

Hin und wieder nur funkelten Lichter in der Dunkelheit, kleine Dörfer, die der Nacht entgegenschliefen.

Rico dachte über seine Feinde nach. Er wußte, daß es seine Feinde waren, er kannte sie nicht persönlich, aber sie wollten ihm an den Kragen, das stand fest.

Wenn er nach einer Beschreibung für sie hätte suchen müssen, wäre ihm der Begriff Bluthunde eingefallen. Ja, sie waren Bluthunde, die auf seiner Spur blieben. Sie ließen sich nicht davon abbringen, sie würden ihm folgen, denn sie hatten Sobek.

Nie hätte der Schwarze damit gerechnet, daß diese Trumpfkarte nicht stechen würde. Es war für ihn auch jetzt noch ein Rätsel, daß sich der schlaue Tscheche so hatte einfangen lassen. Bisher war alles bestens gelaufen, sie hatten ihn ja an allen Aktionen beteiligt, doch

auf einmal klappte nichts mehr.
Sobek würde reden, wenn sie das Verhör verschärften. Er würde ihnen die Spur zum Schloß zeigen.
Und dann?
Plötzlich glitt ein böses Lächeln um seine Lippen. Wenn sie das Schloß erreichten, würde er für den nötigen Empfang sorgen. Er hatte die Gefahr genau erkannt und schätzte sie deshalb nicht mehr so schlimm ein, wie sie eigentlich war.
Sie würden in die Falle laufen, sie sollten auch hineinrennen, und wenn die Nacht vorbei war, konnte er sie in seine Gruppe aufnehmen. So hatte er sich das vorgestellt.
Aber so einfach würde es nicht werden.
Irgendwo war und dachte Rico auch realistisch. Er konnte nicht vergessen, daß ihm Helga von einem tödlichen Hauch berichtet hatte, der am Wagen vorbeigestreift war.
Eine Gefahr…
Zahlreiche Menschen hatten in der Zwischenzeit den parkenden Wagen passiert, da war Helga nichts aufgefallen. Warum aber ausgerechnet bei den beiden?
Diese Überlegungen ließen ihm keine Ruhe. Der Schwarze kam zu dem Entschluß, sie zu fragen.
Die Berge waren dichter an die Straße herangerückt. Tiefe Schatten hüllten die Landschaft ein. Er mußte sie noch zu dieser Finsternis hinzuaddieren.
Nur wenige Fahrzeuge waren ihm bisher entgegengekommen. Er konnte es riskieren, das Fernlicht einzuschalten. In seiner kalten Helligkeit entdeckte er die kleine Einbuchtung an dir richten Seite.
Dort steuerte er den Wagen hinein, stellte den Motor ab und genoß eine Stille, die nur sekundenlang blieb, denn dann meldete sich seine Begleiterin von der Ladefläche her.
Sie trommelte mit den Fäusten gegen die Trennwand und wollte wissen, warum er gestoppt hatte.
»Ich komme zu dir!« rief er.
Rico stieg aus. Die kalte Luft umfächerte ihn. Dir Wind brachte den Geruch verfaulten Blattwerks mit. Dann hörte er ein Fahrzeug. Dem Klang nach war es ein Motorrad. Es kam von dir Gegenseite her, rauschte in die Kurve und war vorbei.
Er öffnete die Hecktür.
Helga hatte schon darauf gewartet. Geduckt sprang sie aus dem Wagen und schaute sich um. »Wo sind wir?«
»Auf halber Strecke zum Ziel.« Er strich über sein glatt nach hinten gekämmtes Haar.
Helga bewegte schnüffelnd ihre Nase. »Kein Blut?« hauchte sie und schleuderte das lange Blondhaar zurück.

»Nein, noch nicht.«
Sie trat nahe an ihren Meister heran. »Ich brauche es aber!« stieß sie hervor. »Verdammt noch mal, ich brauche das Blut. Kannst du das nicht verstehen?«
Er blickte in ihr Gesicht, das irgendwie entstellt wirkte. Dir Mund stand halboffen. Er sah aus wie ein tiefer Einschnitt in dir blassen Gesichtshaut.
Helga Stoßflug blickte sich um, als wollte sie sich davon überzeugen, ob nicht doch in dir Nähe ein Opfer lauerte. Aber da war nichts. Nur dir Wald, dir sie umgab und das Rauschen dis Windes mit doppelter Lautstärke zurückgab.
»Warum hast du angehalten, wenn es nichts für mich gibt?«
»Darüber wollte ich mit dir reden.«
Sie kannte ihn. »Wenn du so redest, kann das nichts Gutes bedeuten, das weiß ich.«
Er hob die Schultern. »Wie dem auch sei«, sagte er und benahm sich wie ein normaler Mensch.
»Als wir in dir Straße parkten, hast du etwas gesagt, über das ich immer nachdenken mußte. Du hast, so sagtest du, den Tod gespürt, als die beiden Männer vorbeigingen. Es können nur sie gewesen sein.«
Helga überlegte. »Ja«, sagte sie dann, »das habe ich auch. Ich spürte den Tod.«
»Erkläre mir das genauer!«
Sie ging einen Schritt zurück und stieß gegen die Seitenwand dis Autos. »Es war irgendwo schlimm!« flüsterte sie. »Sogar sehr schlimm. Ich merkte, daß die beiden etwas hatten, das mir Angst einjagte. Von ihnen ging etwas aus…«
»Was?«
»Ich weiß es nicht!« keuchte sie. Ihre langen Vampirzähne glänzten feucht. Die Augen lagen wie blasse Kugeln in den Höhlen. »Sie sind stark!« flüsterte sie. »So verdammt stark…«
»Mehr weißt du nicht?«
»Nein, ich habe sie nicht einmal gesehen. Du hast doch versucht, sie zu überfahren.«
»Ja, das stimmt.«
»Und hast du nichts gespürt?«
Dir Schwarze schüttelte den Kopf. »Nein, doch es war alles anders, so anders…«
»Was willst du tun?«
Rico reagierte nicht auf die berechtigte Frage, er starrte zu Boden und bewegte seine Hände. »Wir werden zur Burg fahren, wir werden alles so machen wie sonst, jedoch mit einem Unterschied. Wir legen uns auf die Lauer.«
Die Augen der Untoten blitzten, als sie die Worte hörte. Sie zog auch

die richtigen Schlüsse. »Dann rechnest du damit, daß sie kommen werden? Glaubst du daran?«
»Ich weiß es.«
»Woher?«
Er fuhr herum. »Es sind Jäger!« zischte der Schwarze. Wütend trat er in feuchtes Laub und schleuderte es in die Höhe. »Es sind verdammte Jäger. Wenn sie einmal Blut geleckt haben, dann bleiben sie auch auf dir Spur, das kann ich Ihnen versprechen.«
»Meine ich auch.«
Rico legte den Kopf zurück. Er lachte mit weit geöffnetem Mund. »Und weil sie Jäger sind und Sobek wahrscheinlich nicht dichthält, werden sie versuchen, das Schloß zu erreichen. Ja, sie werden nach Rabenberg kommen, und da lauere ich auf sie. Wir alle lauern, denn wir werden unsere Freunde einweihen. Du wirst sehen, wie sie sich verhalten, wenn sie erfahren, daß sie an frisches Blut herankommen können. Ich verspreche dir, daß sie bei Sonnenaufgang bereits zu unserem Kreis gehören. Darauf schließe ich sogar Wetten ab.«
Helga Stoßflug war nicht so begeistert. Ziemlich deprimiert schaute sie zur Seite. »Nimm sie nicht zu leicht«, warnte sie. »Ich habe sie nur gespürt, und das hat mir gereicht.«
»Kann sein.« Er riß die Beifahrertür auf. »Du kannst dich jetzt neben mich setzen.«
Zitternd stieg Helga Stoßflug in das Fahrerhaus. Immer wieder wischte sie über ihr Gesicht. Sie schluckte, sie rieb die Hände gegeneinander, sie schüttelte den Kopf, dir von einer hellblonden Haarflut umgeben wurde. »Blut!« keuchte sie. »Ich brauche Blut, und das weißt du. Ich… ich hatte getrunken, aber du…«
Rico hämmerte seine Tür zu. »Das weiß ich alles. Nur darfst du nie vergessen, wir dir Meister ist.«
Die Untote senkte den Kopf. Die dünne Haut am Hals zuckte. Helga merkte kaum, daß Rico den Wagen startete. Ihre Gedanken gingen auf die Wanderschaft.
Sie drehten sich einzig und allein nur um das eine Thema - um Blut!
In diesem Teil Deutschlands kannte sich Harry Stahl besser aus, deshalb hatte ich ihm auch das Steuer überlassen und ihn gebeten, Bescheid zu sagen, wann er abgelöst werden wollte.
»Niemals«, hatte er gesagt. »Ich bin zu aufgedreht, um Ruhe zu finden.«
Das glaubte ich ihm aufs Wort, denn auch ich spürte die Strapazen der zurückliegenden Stunden.
Zudem hatte ich es mir angewöhnt, in den kleinen Ruhepausen die Augen zu schließen, und das tat ich auch jetzt.
Ich sackte regelrecht weg, schlief tief und fest und dachte nicht mehr an Blutsauger und alte Schlösser. Ich erholte mich in dieser Zeit,

erwachte jedoch, weil ich im Unterbewußtsein eine Veränderung wahrgenommen hatte.

Wir fuhren nicht mehr.

Hastig schlug ich die Augen auf und erschrak, denn der Sitz neben mir war leer.

Mir war etwas kalt, ich schaute mich um, mußte mich erst einmal zurechtfinden und erkannte, daß wir in der tiefen Finsternis angehalten hatten. Wo steckte Harry?

Ich löste den Sicherheitsgurt. Meine Gedanken drehten sich automatisch um die Blutsauger. Ich befürchtete schon Schlimmes, öffnete den Wagenschlag und hörte die Schritte.

Eine Gestalt erschien. Hinter dem Mann schlugen die Zweige wieder zusammen.

Es war der Kommissar, der mich angrinste und lachte, als er meine Besorgnis sah. »Sorry, John, aber du hast so tief geschlafen, daß ich dich nicht wecken wollte.«

»Wobei?« Diese Frage bewies, daß ich noch nicht richtig auf dem Posten war.

»Ich mußte mal für kleine Mädchen.«

»Klar, entschuldige.«

»Macht nichts. Wichtig ist, daß du gut geschlafen hast.« Er ging um den Wagen herum.

Als er einstieg, fragte ich ihn: »Bist du überhaupt nicht müde, Harry?«

»Nein.«

»Immer noch so aufgedreht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil wir unserem großen Ziel immer näher kommen.«

Ich schaute auf die Uhr. Es waren noch etwas mehr als zwei Stunden bis Mitternacht, und die Landschaft hatte sich verändert, das sah ich, obgleich ich nicht viel erkennen konnte.

Die Schatten fielen von den Bergen, die Dunkelheit drückte auf uns nieder wie eine riesige Decke.

Ich kam mir nicht gerade verloren vor, aber so hätte ich mich auch in der Einsamkeit der Karpaten oder der schottischen Highlands fühlen können.

»Wie lange noch werden wir unterwegs sein?«

Der Kommissar schaltete die Innenbeleuchtung ein und schaute auf seine Karte. »Da wir keine Autobahnen fahren, kann es noch dauern, John. Mehr als eine Stunde schätze ich. Außerdem willst du ja nicht direkt bis vor das Schloßportal fahren - oder?«

»Das walte Hugo.«

»Eben.« Harry schaltete die Innenbeleuchtung wieder aus und

startete.

Ich hatte tief und fest geschlafen, also nichts von den hier im äußersten Südosten herrschenden Straßenverhältnissen mitbekommen. Das allerdings wurde sehr bald anders, denn die Straße glich mehr einem breiten Feldweg und war nicht einmal zur Hälfte mit einer löchrigen Teerdecke belegt.

In dieser Ecke des Landes herrschte sowieso nicht viel Betrieb, um diese Zeit erst recht nicht.

Wir schienen die einzigen zu sein, die unterwegs waren. Mir kam es vor, als würden wir mit dem Audi durch einen finsteren Tunnel fahren, der kein Ende nahm.

Wenn der Wald etwas zurücktrat und wir die hügeligen Wiesen und Weiden sahen, zeichnete sich hin und wieder ein dunkler Klumpen von den Flächen ab.

Ein altes Gehöft oder ein großer Stall, der bestimmt nicht mehr benutzt wurde.

Wir redeten beide kaum miteinander, hingen unseren Gedanken nach, die sich nicht gerade auf einer freudigen Ebene bewegten. Wir wußten nicht einmal genau, was uns erwartete, wie viele Blutsauger auf uns lauerten. Das konnten zehn, aber auch die doppelte Anzahl sein, und das wiederum steigerte unsere Spannung.

Mein deutscher Freund hatte die Karte gut im Kopf. Wir blieben auf diesem breiten Feldweg, der in unterschiedlicher Höhe verlief. Manchmal tauchte er ab in ein Tal, dann führte er wieder bergauf.

Oft genug wand er sich an querstehenden Bergen vorbei, und dann ließ Harry den Audi langsam ausrollen, als wir an eine Kreuzung gelangten.

Wir machten Licht.

Gemeinsam schauten wir auf die Karte, verglichen die ungefähre Kilometerzahl bis zum Ziel, sahen in der Ferne noch die Lichter der Stadt Pirna schimmern.

»Wir sind richtig.«

»Wie meinst du?«

Harry räusperte sich. »Noch ungefähr fünfzehn Kilometer hinein in die Einsamkeit, dann können wir den Wagen abstellen und den Rest der Strecke zu Fuß gehen.«

»Ich bitte darum.«

»Kannst du es nicht erwarten?«

»Sagen wir mal so, ich brauche frische Luft.«

Harry grinste nur, knipste das Licht aus und fuhr wieder an.

Ich hatte das Gefühl, als wäre die Gegend noch dunkler geworden. Hier näherten wir uns fast dem Ende der Welt. Als ich die Scheibe ein Stück nach unten drehte, hörten wir beide das Rauschen eines Wasserfalls. Der Wald nahm jetzt große Flächen ein. Der Begriff

Urwald wäre genau treffend gewesen.

Ich sah noch die Folgen der verheerenden Stürme vom vergangenen Jahr. Da waren viele Bäume umgeknickt, hatten andere mitgerissen oder sich schräg gegen sie gestemmt.

Glücklicherweise war unser Weg davon verschont geblieben, so kamen wir relativ gut voran, auch wenn sich der Audi hin und wieder über den schlechten Untergrund beschwerte.

Unser Ziel war nicht zu sehen, auch wenn es, wie ich annahm, auf einem Hügel oder Berg lag.

Die Düsternis umgab alles, und die Blutsauger würden sich hüten, Licht zu machen.

Sie brauchten die Nacht, sie fühlten sich wohl. Wir mußten die Scheinwerfer anlassen, allerdings rollten wir nicht mit voller Beleuchtung dahin.

Schattenhaftes Buschwerk begleitete uns. Hier wuchs alles dicht zusammen und bildete natürliche Wände. Zweige kratzten oder schlugen gegen den Wagen. Blätter, die vom Wind abgerissen worden waren, bewegten sich im Taumelflug dem Erdboden entgegen. Es war kalt geworden hier oben.

Schnee lag nicht, aber die Frostgrenze konnten wir schon erreicht haben.

Ich hatte auf den Kilometerzähler geschielt. Mehr als zehn lagen bereits hinter uns. Auch Harrys Unruhe steigerte sich. Mehr als einmal fluchte er über die Finsternis.

Ich schaute auf die Uhr.

Noch fast eine Stunde bis Mitternacht. Das war dann ihre Zeit. In dieser Stunde der Tageswende fühlten sie sich am wohlsten.

Bisher war der Weg relativ trocken gewesen, nun änderte sich das.

Obwohl nur das Startlicht brannte, konnten wir die Reifenspuren auf dem weichen Untergrund erkennen, die ein anderer Wagen hinterlassen hatte.

Harry sah dies zur gleichen Zeit wie ich. »Ha«, sagte er, »hier sind sie hergefahren.«

»Die Spuren sehen sogar frisch aus.«

»Das soll wohl so sein.«

Er bekam einen fiebrigen Blick. Der Jagdeifer war jetzt voll und ganz in ihm aufgeflammt.

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ruhig, Harry, sei ganz ruhig, bitte.«

»Bin ich doch.«

»Ich sehe es anders.«

Weit brauchten wir nicht mehr zu fahren und uns auch darüber keine Sorgen zu machen, daß wir das Schloß nicht entdeckten. Die Natur, die Umgebung meinte es einfach gut mit uns, denn plötzlich öffnete

sich die Landschaft.

Und da sahen wir das Schloß!

Es war zum Greifen nahe, jedenfalls kam uns dies so vor. Harry löschte hastig das Licht, schimpfte, war dann ruhig und schaute ebenso nach vorn wie ich.

Der Himmel meinte es gut mit uns. Wir sahen so gut wie keine Wolke. Sterne funkelten um die Wette. Und dazwischen stand wie ein großes, rundes, gelbes Auge der Mond.

Er war der Wächter, der Hüter, der Aufpasser, er wachte über diese Dekoration, denn so kam mir diese gesamte Landschaft vor. Wie eine große Bühne, auf der demnächst ein Zauberspiel stattfinden würde, zu dessen Hauptakteuren wir zählten.

»Phantastisch«, sagte Harry leise. »So hätte ich mir das nicht vorgestellt.« Er nickte und sprach weiter. »Wenn ich da an den Stasi denke, da haben die sich wirklich einen Ort ausgesucht, zu dem kaum jemand hinkommt.«

»Stimmt.«

Es war nicht zu erkennen, wie gut das Schloß noch erhalten war. Wenn dort allerdings eine Schule geführt worden war, dann existierten dort sicherlich auch die Segnungen der Zivilisation.

»Noch näher ran?« fragte Harry. »Nein. Aber ich würden den Wagen drehen.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Der Kommissar wendete im Dunkeln. Es war nicht einfach auf dem schmalen Weg. Zum Glück war kein Graben vorhanden, in dem wir hätten steckenbleiben können.

Ich stieg an Harrys Seite aus, weil er so dicht an ein Gebüsch herangefahren war, daß ich mich erst hätte hindurchwühlen müssen. Da das Schloß auf einer gewissen Höhe lag, spürten wir auch die Kälte. Der Wind blies uns schon eisig gegen die Gesichter. Wir stellten beide die Kragen unserer Jacken hoch.

Vampire hatten es da besser. Sie spürten weder Kälte noch Hitze. Auch mich hielt eine fiebrige Spannung umklammert. Ich sah Harrys Blick auf mich gerichtet. »Packen wir's?«

»Was ist mit deiner Pistole?«

»Die ist okay.«

Ich trug mein Kreuz, die Beretta und den Dolch bei mir. Von der silbernen Stichwaffe trennte ich mich und drückte sie meinem deutschen Kollegen in die Hand.

»Warum?«

»Ich habe noch zwei andere Waffen. So sind die Chancen besser verteilt.«

»Danke.«

Ich nickte ihm zu. »Dann mal los und vergiß nicht, uns die Daumen

zu drücken.«
»Mach' ich, John«, erwiderte er, »mach' ich…«

***

Wahrscheinlich hatten sich früher auch die Feinde so bewegt wie wir, denn wir schlichen uns an die Burg heran und mußten feststellen, daß die Entfernung doch größer war, als wir zunächst angenommen hatten. In der Dunkelheit täuschten eben die Distanzen.
Wir hatten beide den Eindruck, durch einen Eiskeller zu gehen. In dieser Nacht fror es, noch aber waren die Zweige oder Gräser von keiner Eisschicht bedeckt.
Der dichte Wald war ebenfalls reichlich vorhanden. Auch er bot den Blutsaugern die idealen Verstecke, und wir nutzten ihn ebenfalls als Deckung aus.
Manchmal wuchs er so dicht, daß wir nicht hindurchkamen. Oft genug mußten wir auch über vom Sturm geknickte Bäume hinwegklettern, die oft genug Hindernisse bildeten, die wie ein Klettergestänge auf einem Kinderspielplatz aussahen.
Eine Frage beschäftigte uns unaufhörlich. Wo lauerten die Blutsauger? Ich ging einfach davon aus, daß sie mit unserem Erscheinen rechneten, deshalb war ich auch davon überzeugt, daß sie uns irgendwelche Fallen gestellt hatten, in die wir hineintappen sollten. Das konnte draußen, aber auch drinnen sein.
Ich hatte mein Kreuz nicht mehr versteckt vor der Brust hängen. Wie so oft hatte es seinen Platz in der Tasche gefunden. Ich wollte es bewußt nicht offen tragen, das hätte eventuell die Blutsauger vertrieben, bevor wir sie noch entdeckten. Sie besaßen ja einen gefährlichen Spürsinn für gewisse Dinge, und da standen Kreuze in der Hitliste ganz weit oben.
Wir begingen nicht den Fehler, uns zu weit vom Weg zu entfernen, kamen dem mächtigen Schloß immer näher, das von keiner Mauer geschützt wurde und wahrscheinlich nur ein Tor besaß, durch das wir den Innenhof betreten konnten.
Noch hatten wir es nicht entdeckt, es lag einfach zu tief, versteckt in den Schatten.
An die Windgeräusche hatten wir uns mittlerweile gewöhnt, wir hörten sie nicht mehr, so kam es uns vor, als würden wir uns durch die Stille bewegen.
Ich ging nach rechts, Harry blieb zurück, und am Rand des Wegs kauerte ich mich nieder.
Der Wald wuchs bis dicht an das Schloß heran. Es besaß nur einen Turm, der wie ein starrer Arm in den Nachthimmel ragte. Vor dem Tor war der Wald gerodet worden, und die freie Fläche badete im kalten Licht der Gestirne.

Nichts war zu sehen.
Kein Fahrzeug stand vor dem Tor. Für mich war es auch zu dunkel, um die Reifenspuren auf dem Weg erkennen zu können.
Hinter mir hörte ich leise Geräusche. Dann blies mir Harry seinen warmen Atem in den Nacken.
»Na, wie sieht es aus?«
»Still ruht der See.«
»Das kann manchmal täuschen.«
»Du sagst es.«
»Und jetzt?«
»Aufbrechen können wir es nicht. Wir müssen nach einer anderen Chance suchen.«
Harry bewegte seinen Kopf. Er suchte die Außenfassade ab, wo es natürlich Lücken gab. Fensteröffnungen, die auch groß genug waren, um uns durchzulassen.
Nur lagen sie alle sehr hoch. Uns blieb nur die Möglichkeit, an anderer Stelle in die Burg zu gelangen.
»Am besten wäre es ja, wenn wir von unten kämen!« flüsterte der Kommissar.
»Wie meinst du das denn?«
»Wenn wir einen Geheimgang fänden, und zwar dessen Ausgang.«
»Nicht schlecht. Nur wäre es zu aufwendig, wenn wir danach suchen müßten.«
»Wie dann?«
»Wir nehmen uns die anderen Seiten vor. Das ist die einzige Chance, die wir haben.«
»Okay.«
Wieder machten wir uns auf den Weg. Mir gefiel die Stille überhaupt nicht. Sie kam mir irgendwie gefährlich vor, als wäre sie künstlich geschaffen worden, um plötzlich zu explodieren.
Natürlich rechneten wir mit Fallen, fragten uns jedoch auf der anderen Seite, ob die Blutsauger auch Zeit genug gehabt hatten, die Fallen für uns aufzubauen.
Wir schlugen den berühmten Bogen. Das Gelände führte jetzt bergab. Hartes Gras umraschelte unsere Hosenbeine. Es kam uns nicht mehr so kalt vor, wir hatten uns mittlerweile warm gelaufen.
Ich blieb plötzlich stehen.
Harry stoppte ebenfalls. Er drehte mir sein Gesicht zu. Die Haut wirkte so bleich, wie mit Mehl eingepudert. »Was ist los? Hast du was gesehen?«
Ich legte einen Finger auf die Lippen.
Er zog seine Waffe.
Wir warteten. In der Tat war mir etwas aufgefallen. Ein Geräusch, das einfach nicht in die übrige Kulisse hineinpassen wollte. Es hatte

geklungen wie ein Flügelschlag, als wäre ein großer Vogel über uns hinweggestrichen.
Ich schaute in die Höhe.
Da sah ich den Schatten.
Auch Harry war meiner Bewegung gefolgt, er entdeckte ihn ebenfalls und fluchte.
Der Schatten stieß heran.
Es war kein Raubvogel, sondern eine große Fledermaus.
»Den Dolch!« keuchte ich.
Harry zog ihn. Ich wollte, wenn möglich, diese Bestie lautlos töten. Nur nicht schießen, das wäre fatal gewesen.
Aber Harry war zu langsam. Das Geschöpf rauschte uns entgegen - und an uns vorbei.
Als Harry den Arm gehoben hatte, um die Klinge zu schleudern, war es bereits verschwunden.
»Scheiße«, sagte er.
Ich war seiner Meinung und fügte noch etwas hin: »Jetzt wissen sie, daß wir in der Nähe sind.«
»Und nun?«
»Wir werden uns wohl zum Kampf stellen müssen.«
»Dann sollen die verfluchten Blutsauger endlich kommen!« zischte er böse.
Ich schüttelte den Kopf. »Irrtum, Harry. Nicht sie werden kommen, sondern wir zu ihnen.«
»Auch das noch. Wo denn?«
Ich deutete auf das Gemäuer. »Wir müssen hinein. Da hilft alles nichts. Wahrscheinlich werden wir sie uns einzeln und der Reihe nach holen müssen.«
»Das befürchte ich auch.«
Wir warteten noch eine halbe Minute, aber die große Fledermaus kehrte nicht mehr zurück.
Wir sahen sie auch nicht. Vielleicht war sie gelandet oder hatte sich wieder in eine menschliche Gestalt verwandelt, damit sie sich besser verstecken konnte.
Alles war möglich, wir mußten mit dem Schlimmsten rechnen und waren dementsprechend vorsichtig.
Wie zwei Killer, die nicht gesehen werden wollten, bahnten wir uns den Weg. Vor uns wuchs die Ostmauer des Schlosses hoch und nahm uns jegliche Sicht auf andere Dinge.
Diese Burg war einfach nur zweckmäßig errichtet worden. Ohne irgendeinen Schnörkel, ohne Erker, ohne Gauben und Verspieltheiten, dafür mit einem Wehrgang. Er befand sich auf dem Rand der Mauer, war aber durch das Dach geschützt.
Wie kamen wir hinein?

Es gab keinen Wegweiser, nur eben das graue Mauerwerk, bedeckt von den Schatten der Finsternis.

Ich holte meine kleine Leuchte hervor. Es war sowieso egal, die Vampire wußten ja, daß wir das Ziel erreicht hatten. Der Schein wischte lautlos an den grauen Mauersteinen entlang.

Als Harry schon protestieren wollte, hatte ich Glück. Der Schein strich über einen Ausschnitt in der Mauer, der nichts anderes war als eine schmale Tür.

»Das ist es!« flüsterte ich.

»Genau. Wie für uns geschaffen.« Er trat mit dem Fuß auf. »Besser kann die Falle gar nicht sein.«

»Und wir haben sie erkannt.«

Ich näherte mich dem Tor, Harry Stahl deckte mir den Rücken, damit ich vor unliebsamen Überraschungen geschützt war.

Nichts war perfekt. Nicht das Leben, nicht die Menschen und auch nicht deren Handlungen. Sosehr wir uns auch bemüht hatten, unsere Gegner waren ein Tick schneller gewesen.

Ich merkte es daran, als der Boden unter meinen Füßen nachgab. Mit Fallgruben hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt. Oft genug war ich da hineingerutscht, sogar in eine, in der man angespitzte Pfähle senkrecht aufgebaut hatte.

Hier rutschte ich plötzlich nach vorn, warf mich aber zurück, so daß mein Körper eine Schräge bildete. Ich hatte gedankenschnell reagiert, der Boden unter mir brach immer weiter zusammen. Er hatte aus dünnen Zweigen bestanden. Über das Gitter war eine ebenfalls nur sehr dünne Schicht aus Gras gelegt worden. In der Dunkelheit so gut wie nicht zu erkennen.

Und dann war Harry da.

Er hatte gedankenschnell reagiert. Bevor ich in der verfluchten Fallgrube verschwinden konnte, hatte er sich nach vorn geworfen, die Arme langgemacht und hielt mich fest.

Er umklammerte mich an der linken Schulter. Seine Hand rutschte in meine Achselhöhle, er fluchte vor Wut und Anstrengung, während meine Beine ins Leere baumelten und ich versuchte, mich mit der rechten Hand am Rand der Grube abzustützen.

Das klappte nicht so recht, aber Stahl zerrte mich wieder hoch. »Das schaffen wir schon«, keuchte er. »Das ist…«

Es war keine Kleinigkeit, denn plötzlich waren die beiden Zangen da. Sie umklammerten meine Fußgelenke. Ich hörte aus der Grube ein blutgierig klingendes Fauchen und wußte, daß dort unten ein Untoter auf mich lauerte.

Zugleich geschah noch etwas, das die Falle der Vampire perfekt machte.

Wieder hörten wir beide das Rauschen, und aus dem nachtdunklen

Himmel stürzte der Schatten der riesigen Fledermaus auf uns nieder…

***

Raffinierter hätte man die Falle nicht machen können. Dadurch, daß Harry Stahl sich um mich kümmerte, war er wehrlos geworden, denn er hatte auch seine zweite Hand zur Unterstützung eingesetzt.

Es gab für uns wirklich nur eine Möglichkeit. Wir mußten ran an den Feind.

»Laß mich los!«

Harry überlegte nicht lange. Er tat es, und ich rutschte in die Tiefe, noch immer von den kalten Totenhänden an den Fußgelenken umklammert. Deshalb geriet ich in eine Rückenlage. Ich rutschte an der weichen Kante der Fallgrube entlang, erst mit dem Rücken, dann mit dem Nacken, anschließend mit dem Kopf.

Dann fiel ich.

Ich war davon ausgegangen, daß man diese Fallgrube nicht so tief ausgehoben hatte und sah meine Annahme im nächsten Augenblick bestätigt, denn der Aufprall war nicht zu hart.

Ich knallte auf den Rücken, und auf mich herab segelten noch Gras und Zweige.

Die Grube war eng. Ich konnte mich nicht ausstrecken, sie war auch dunkel.

Zum Glück oben offen, so daß etwas von dem nächtlichen Licht hineinstreute.

Vor mir sah ich die Gestalt.

Sie sah aus wie ein Turner, trotz des leichenblasses Gesichts. Der Blutsauger hielt meine Fußknöchel fest, er hatte die Beine hochgerissen und sie zu einem X geformt, so daß er mich durch das gebildete Dreieck anschauen konnte.

Seine Zähne lagen frei.

Wieder hörte ich ein wildes Geräusch. Der Geruch nach alter Erde wehte mir entgegen.

Typisch eben.

Er ließ meine Knöchel los. Er brauchte seine Hände, um mich zu packen. Meine Beine fielen automatisch nach unten, und der Untote warf sich vor.

Er wollte gegen mich fallen, mich zu Boden drücken, mich festklammern, um mir dann seine Hauer in den Hals hauen zu können.

Ich machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Wer schon so oft gegen Blutsauger gekämpft hatte, den konnte so leicht nichts erschüttern. Mit den Händen schaffte ich nicht viel, deshalb wuchtete ich dem Blutsauger meinen Kopf entgegen.

Volltreffer!

Zwar durchzuckte meine Stirn ein wilder Schmerz, aber ich hatte es

geschafft, ihn zunächst einmal zurückzustoßen. Mit der Schulter rutschte er an einer Wand der Fallgrube entlang.

Ich machte weiter.

Sofort drehte ich mich nach links, weil ich die rechte Hand frei haben wollte. Sie verschwand in der Tasche, da steckte das Kreuz. Eine Sekunde später nicht mehr, da hielt ich es in der Hand.

Der Blutsauger wollte sich vorwerfen. Plötzlich schimmerte das geweihte Silber aus meiner Rechten, dazu noch in einer Form, die er ums Verrecken haßte.

Es lief kein Stromstoß durch seinen Körper, der Vergleich stimmte auch nicht. Mir kam er so vor wie ein Pantomime, der intervallweise in die Hocke ging und sich, dabei umdrehte.

Es half nichts.

Die Hand war schneller, das Kreuz ebenfalls.

Und der Kontakt war plötzlich da. Er vernichtete den Blutsauger auf der Stelle.

Es war für mich ein Ereignis. Das Kreuz brannte sich praktisch in seine Gestalt hinein, da half auch die Kleidung nichts. Seine Weiße Magie kam durch.

Der Vampir erlebte einen inneren Feuersturm, der ihn auf der Stelle zerriß und gleichzeitig eine Rauchwolke emporquellen ließ, aus der seine hilflos anmutenden Schreie so lange klangen, bis er als Knochen- und Ascheregen zusammenbrach.

Ich atmete einmal tief durch, gab dabei jedoch acht, nicht zuviel von dem Qualm in die Lungen zu bekommen.

Ich schaute nach oben.

Der Rand der Fallgrube war mit einem Sprung leicht zu erreichen. Eines aber bereitete mir Sorgen.

Ich hörte nichts von Harry Stahl…

***

Der Kommissar konnte nur noch beten oder hoffen, daß es sein Freund schaffte, den Blutsauger zu vernichten, dann nämlich war er an der Reihe, und die große Fledermaus stürzte sich mit einem irrsinnig hohen Schrei und wie eine flatternde Decke auf den Mann nieder.

Etwas ratschte über seine Kleidung am Rücken. Dabei hakten sich Krallen fest, die den Kommissar nach hinten zerrten.

Er verlor die Balance, fiel auf den Rücken und sah über sich dieses riesige flatternde Ding aus zwei Flügeln, die nur durch einen kleinen Kopf mit übergroßem Maul und gefährlich spitzen Zähnen getrennt waren.

Sie würden beißen.

Aber Harry war schneller.

Keine Pistole, er dachte an den Dolch, wälzte sich nach rechts und zerrte ihn aus dem Gürtel.

Das Wesen griff jetzt direkt an.

Es ließ sich fallen, bewegte seine Schwingen nicht mehr, sondern kam wie ein Stein.

Stahl rollte sich nach links. In der Bewegung noch schwang er seinen rechten Arm in die Höhe. Aus der Faust schaute die lange Silberklinge hervor.

Mit einer derartigen Waffe hatte er noch nie gekämpft, überhaupt kam er mit Messern nicht zurecht.

In diesem Fall jedoch hatte er den Eindruck, als würde seine Hand von einem Geistführer gelenkt.

Genau ins Ziel.

Die Klinge traf die Stelle zwischen den beiden Flügeln und spießte den Kopf förmlich auf.

Der Kommissar hielt den Arm hoch. Es kam ihm so vor, als würde die aufgespießte Fledermaus auf der Klinge tanzen. So ähnlich war es auch, nur lag sie in den letzten Zuckungen.

Asche regnete auf ihn nieder. Der Schädel verglühte vor seinen Augen, und er zog den rechten Arm zurück, wälzte sich auch zur Seite, weil er eben dem Ascheregen entgehen wollte.

Auf dem Bauch blieb er liegen.

Er atmete schwer, er roch das Gras, doch auch den fauligen Modergeruch der vergangenen Blutsauger.

Der Kommissar war nicht mit seinen Nerven am Ende, er lag nur einfach da und wartete darauf, daß sich sein Atem wieder beruhigte. Er mußte auch den leichten Schock überwinden, denn der gesamte Angriff auf Sinclair und ihn war einfach zu plötzlich erfolgt.

Dann endlich stand er.

»Harry?«

Hinter sich hörte er die Stimme, drehte sich um. Über die Kante der Fallgrube schob sich das Gesicht des Geisterjägers, und ich war verdammt froh, daß es der Kommissar ebenfalls geschafft hatte.

Er stand zwar etwas wacklig auf den Beinen, hielt aber meinen Silberdolch hoch und flüsterte: »Die Feuertaufe hat er bestanden, John. Das hat er jetzt hinter sich.«

Ich gab mir Schwung und verließ die Grube. »Wunderbar, mein Freund, was willst du noch mehr?«

Harrys Blick machte seinem Nachnamen alle Ehre. Er war stählern geworden. »Alle, John! Ich will sie alle haben. Ich will sie als Staub und Knochenreste sehen. Sie sollten kein Blut mehr saugen. Diese hier waren trocken oder bist du noch von irgendwelchen Blutresten bespritzt worden?«

»Nein, es waren Vampire, die tatsächlich lange trocken lagen.« Ich

klopfte mir mit beiden Händen den Dreck von der Kleidung. »Allerdings können wir uns nicht immer darauf verlassen. Es ist durchaus möglich, daß andere Blutsauger kräftiger und auch raffinierter sind.«

»Das nehme ich sogar an.«

Ich umrundete die Fallgrube und blieb vor der schmalen Tür in der Mauer stehen. »Wetten, daß sie nicht abgeschlossen ist?«

»Die nehme ich nicht an.«

Ich sah nicht einmal eine alte Klinke, schaute genauer hin und bemerkte, daß sie Tür ziemlich schief in den Angeln hielt. Um sie zu öffnen, mußte sie einfach aufgedrückt werden.

Mit der flachen Hand stemmte ich mich dagegen, spürte zuerst einen gewissen Widerstand, dann aber schwang sie kratzend auf. Das Geräusch entstand deshalb, weil sie mit der unteren Kante über den Boden hinwegstreifte.

Der Weg in den Burghof war frei!

Beide waren wir auf zahlreiche Überraschungen gefaßt, auf blutgierige, gefährliche Attacken, die aber blieben aus. Groß und viereckig lag der Hof im Licht der Gestirne.

Es war noch viel von der alten Burg erhalten geblieben. Die Pferdeställe, die Remisen, die kleinen Anbauten, in denen die Dienerschaft untergebracht war, es existierte aber auch eine breite Freitreppe, die dem eigentlichen Eingang gegenüberlag.

Nur etwas paßte nicht ins Bild.

Mitten auf dem Burghof parkte der Wagen, den wir schon von Dresden her kannten, der alte VW-Transporter. Harry Stahl, der sich neben mich gequetscht hatte, nickte einige Male. Er meinte damit den Wagen. »Sie sind also schon da.«

»Und halten sich versteckt.«

Harry Stahl erwiderte nichts. Er schaute sich nur um. Dann deutete er auf die Treppe. »Willst du dort hoch und dann hinein?«

»Nein!«

»Wie dann?« Er zeigte auf die großen Fenster. Zum Teil waren die Scheiben noch erhalten. Vom Umfang her waren sie mit denen auf der Außenseite nicht zu vergleichen.

»Auch nicht, Harry.«

»Sondern?«

»Über den Wehrgang.«

Erst wollte er protestieren, dann sah er meinen abgespreizten Daumen, der in eine bestimmte Richtung deutete. Im Schatten der Burgmauer zog sich eine sehr schmale Treppe hoch bis zum Wehrgang. An der linken Seite wurde sie von einem Geländer abgestützt. Sicherlich erwarteten uns die Blutsauger. Sie lauerten darauf, daß wir kamen, aber ich wollte bestimmen, welchen Weg ich

nahm.

»Ich bin dabei.«

»Du weißt, daß Wehrgänge auf irgendeine Art und Weise immer in das Schloßinnere führen.«

»Und ob. Willst du vorgehen?«

»Ja.«

Ich warf noch einen letzten Blick über den menschenleeren Burghof. Wie tot lag er da, aber ich hatte auch den Eindruck, daß über ihm etwas lauerte, das auch mit dem Begriff Gefahr beschrieben werden konnte. Eine Gefahr, die wie eine dichte Klammer war, noch unsichtbar, die aber bald zuschnappen würde.

Ich spürte das weiche Holz der Stufen unter meinen Schuhen. Die Treppe mußte erst später angebracht worden sein, auch wenn das Holz schon durchgefault war.

Plattformen unterbrachen die Reihenfolgen der Stufen. Es ging dann immer wieder versetzt weiter.

Die Treppe hochzuklimmen, war ziemlich mühsam. Ich hielt den Kopf angehoben, während Harry immer wieder in den Burghof zurückschaute.

Ein Dach schützte uns. Zum Teil war es eingerissen. Wir sahen auch Balken, die angewinkelt waren und schräg nach unten hingen. Ich mußte den Kopf einziehen, um nicht dagegen zu stoßen. Wo uns das Dach schützte war es auch dunkler. Es blieb nicht aus, daß ich einmal stolperte und mich mit der ausgestreckten Hand auf einer Stufenkante abstützen mußte.

Fallen konnten überall lauern. Es brauchten nicht nur die Blutsauger zu sein, deshalb prüfte ich jede Stufe genau, bevor ich sie mit meinem Gewicht belastete.

Bisher hatten alle gehalten, und es war auch keine Stufe locker gewesen.

Noch zwei Absätze, dann hatten wir das Ziel erreicht. Der langen Wehrgang, der an der gesamten nordwestlichen Burgmauer entlanglief und erst dort endete, wo der graue Turm begann.

In ihn wollte ich hinein. Er überragte deutlich die gesamte Burgmauer, war zudem ein ideales Versteck für jemand, der von der Spitze aus eine gute Aussicht genießen wollte.

Ich wartete auf Harry, als ich die letzte Stufe der Treppe hinter mir gelassen hatte.

Er kam und grinste. »Bisher ging alles glatt.«

»Klar, die erste Falle hat nicht funktioniert. Sie werden sich einen anderen Trick einfallen lassen müssen.«

»Hoffentlich nicht hier.«

»Wieso?«

Er deutete nach unten. »Ich breche nun mal nicht gern ein.«

»Komm weiter.«

Hier oben pfiff der Wind. Durch die Lücken zwischen Dach und Mauer fand er seinen Weg. Er spielte mit unserer Kleidung und biß in die Gesichter. Regen wäre jetzt als Schnee gefallen.

Die Sicht war noch gut, man konnte weit ins Land hineinschauen.

Tagsüber bestimmt wunderbar, bei Dunkelheit kam mir die Umgebung vor wie ein erstarrtes Meer, wo Wälder, Täler, Hügel und Berge zu einem einzigen Gemälde zusammenwuchsen, beobachtet von einem blaugrauen Himmel, auf dem sich der Glanz des Mondes und der zahlreichen Sterne verteilte.

Es war eine wunderschöne Nacht, wenn man Zeit hatte, sie zu genießen. Die hatten wir nicht, denn wir mußten weiter, und wir bemühten uns, die Schritte auf dem hölzernen Boden nicht zu laut klingen zu lassen.

Rechts von uns ragte die Mauer hoch, die ab und zu Lücken zeigte, durch die früher die Verteidiger der Burg samt ihren Waffen hindurchgepaßt hätten. Zwei alten Kanonen mußten wir sogar noch ausweichen.

Zur anderen Seite hin konnten wir über ein schmales Geländer hinweg in den Burghof schauen.

Nichts hatte sich verändert. Kein Vampir ließ sich blicken. Der gesamte Komplex schien ausgestorben.

»Die sind alle innen«, sagte Harry, wobei er flüsternd gegen den Wind sprach, der gedreht hatte.

»Sollen sie.« Ich ging schneller, weil ich bereits das Ende sah, blieb dabei vorsichtig - und hatte recht damit getan.

Plötzlich brach vor mir eine Bohle weg, kaum, daß ich sie mit dem Fuß berührt hatte.

Als ich das Knirschen hörte, huschte ich zurück und schaute zusammen mit Harry zu, wie auch die zweite Bohle aus dem Verbund gerissen wurde. Eine dritte brach ebenfalls, blieb aber hängen und schaukelte wie ein kantiger Arm ohne Hand im Wind.

Hinter mir hörte ich Harry scharf atmen. »Du brauchst dich erst gar nicht umzudrehen, um zu sehen, ob ich blaß geworden bin. Ich bin es, John.«

»Ja, ich auch.«

»Mehr nicht.«

»Im Magen liegt etwas.«

»Bei mir hätte es fast in der Hose gelegen.« Er schüttelte sich. »Das war knapp.«

»Und ein Zeichen, daß unsere Freunde mit allen Wassern gewaschen sind.«

»Nur nicht mit Weihwasser.«

»Stimmt auch.« Ich schaute durch die Lücke nach unten. Tief unter

mir sah ich den Burghof. Er kam mir vor wie ein dunkles Stück Meer mit stahlharter Oberfläche. Bei diesem Anblick und bei dem Gedanken daran, was hätte passieren können, wurde mir doch etwas schummrig zumute.

»Traust du dich, die Lücke zu überspringen, John?«

Ich schätzte ab. Es war keine Entfernung. Aber würde die nächste Bohle mein Gewicht halten?

»Nein, Harry. Wir werden versuchen, uns am Geländer vorbeizuhangeln.«

»Falls es hält«, flüsterte er.

»Pessimist.«

»Nicht die Bohne. Nur aus Erfahrung klug geworden. Machst du den Anfang?«

»Immer doch.«

Ich hatte die Antwort so lässig dahingesagt, doch diese Stimmung entsprach nicht meinem Gemütszustand.

Zuvor wollte ich das Geländer prüfen. Ich drückte dagegen, hörte kein Knacken oder Reißen. Es ließ sich auch nicht nach außen biegen, also mußte es halten.

Allmählich trocknete auch der Schweiß auf meiner Stirn, der sich bei dem Fast-Fall gebildet hatte.

In der Kälte hatte ich das Gefühl, als würde er zu Eis werden.

Mit dem Rücken gegen das Geländer gedrückt, glitt ich voran. Zum Glück wurde es unter mir durch Querbalken von der Wand her kommend gehalten.

Es ging.

Und mein Freund Harry Stahl zitterte dabei mehr als ich. Das verdammte Holz war glatt geworden.

Die Kälte hatte die Feuchtigkeit zu einer Eisschicht werden lassen. Wenn ich einmal nur ausrutschte, war der Käse gegessen.

Ruhig bleiben, nur ruhig Blut. Ich riß mich zusammen. Mein Gesicht war so glatt wie eine Maske, deren Mund leider etwas schief und in die Breite gezogen war.

Dann hatte ich es geschafft!

Kein Jubelschrei drang über meine Lippen, als ich stehenblieb und Harry winkte.

»Und? Wie war es?«

»Super.«

»Darf ich mal lachen?«

»Nein, aber kommen.«

»Bleibt mir ja nichts anderes übrig«, sagte er, ging aber noch nicht, sondern schaute erst zu Boden und änderte seine Blickrichtung, um an mir vorbeizusehen.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Er gab mir eine Antwort, mit der ich nie gerechnet hätte, denn er zog seine Waffe.

»Harry, bist du…?«

»Weg, John!«

Ich warf mich zur Seite.

Stahl schoß.

Der Krach zerfetzte die Stille. Das Echo rollte über den Burghof, schmetterte gegen die Wände, verdoppelte und verdreifachte sich, und ich war gegen die Mauer des Wehrgangs gefallen, blieb dort stehen und schaute zum Turm hin.

Da stand die Gestalt.

Sie trug keinen langen Vampirumhang, sondern einen alten Anzug, der ihr zu weit war. Aus dem Kragen schaute der Hals hervor und auch das Gesicht.

Von dem allerdings war nur mehr ein Teil vorhanden, das andere Stück war von der Silberkugel zerschmettert worden, die den Blutsauger erwischt hatte.

Ich sah ihn, und da genau bewegte er sich. Er schaffte es nicht, auf das Geländer zuzutaumeln. Es war nicht mehr hoch, die Gestalt ging auch zu schnell, bekam das Übergewicht und viel in den Burghof. Unterwegs begann bereits der Vorgang der Auflösung. Eingehüllt in Staubfahnen brachte er den letzten Rest des Weges hinter sich, bis seine Reste schließlich auf dem alten Pflaster liegenblieben.

Ich strich über mein Haar. »Pardon, Harry, ich will ja nichts sagen. Allmählich aber entwickelst du dich zu einem richtigen Schutzengel für mich.«

»Daran kann man sich gewöhnen.«

»Das hoffe ich doch.« Er steckte die Waffe wieder weg.. »So, und jetzt haben wir unser Kommen richtig eingeläutet. Da macht es mir direkt Spaß, das Loch zu überqueren.«

Der Kommissar beging nicht den Fehler, nachlässig zu werden. Sehr konzentriert bewegte er sich auf demselben Weg wie ich zuvor. Und diesmal hatte ich meine Waffe gezogen, um auf irgendwelche Überraschungen schnell reagieren zu können.

Es lief wie am Schnürchen. Die letzte Tat hatte Harry tatsächlich eine gewisse Sicherheit gegeben.

Tief atmete er durch, als er neben mir stand. »Kann uns noch was erschüttern?« fragte er. In seiner Stimme schwang der Optimismus mit.

»Abwarten«, erwiderte ich und setzte mich in Bewegung. Ich näherte mich auf direktem Weg dem Turm und auch dessen Eingangstür, den der Blutsauger nicht wieder hinter sich geschlossen hatte…

***

Sie standen in der Halle, und sie waren allein, denn ihre Helfer hatten sie überall verteilt.

Rico hatte sich einem der großen Fenster so weit genähert, daß er nach draußen auf den Hof schauen konnte. Hinter sich hörte er die Geräusche des einzigen weiblichen Blutsaugers, der schrecklich nervös war und ständig mit den Füßen über den grauen, staubigen Steinboden scharrte. Auf ihm lagen längst keine Teppiche mehr. Sie waren allesamt aus dem Schloß entfernt worden.

Rabenberg wirkte wie ein kaltes, leeres Denkmal aus der Vergangenheit. Ein Gemäuer, in dem sich der Tod wie zu Hause fühlen konnte.

»Sie sind da, nicht?« fragte Helga Stoßflug.

»Inzwischen schon.«

»Dann werden sie auch in die Fallen laufen!«

Rico schwieg.

Das gefiel ihr nicht. »Sie werden doch in die Fallen gehen - oder? Es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig.« Die Untote trat näher an ihren Herrn und Meister heran. Sie wollte einfach keine negativen Nachrichten hören, nur gute Kunde, denn damit hoffte sie, den Drang nach frischem Menschenblut kompensieren zu können.

»Warum sagst du nichts?«

»Sie sind schlau.«

»Auch schlauer als du?« fragte Helga lauernd.

Er lachte gegen die Scheibe. »Nein bestimmt nicht. Ich bin der Meister, das weißt du doch.«

Ihre Antwort erfolgte spontan. »Das weiß ich, Rico, deshalb vertraue ich dir auch.«

Er drehte sich um und schaute sie an. Rico sah das Fieber in ihren Augen, die irre Gier nach dem Blut. Sie stand unter »Dampf«. Innerlich lächelte er, denn er hatte sie heiß gemacht. Nicht grundlos hatte er ihr Blut getrunken. Alles hatte so kommen müssen, denn wenn sie einmal rasend war, kannte sie keine Rücksicht. Dann war sie der große Trumpf in seiner schwarzmagischen Rechnung.

Der Raum war groß, kalt und leer. Eine Welt für sich. Früher hatten hier einmal die langen Tischreihen mit den Stühlen davor gestanden. Hier waren die Stasi-Leute geschult worden, aber das lag jetzt einige Zeit zurück.

Düsternis erfüllte den Raum. Sie war ideal für die Blutsauger, zudem durchmischt von einer winterlichen Kälte, die jedoch keiner von ihnen spürte. Derartige Gefühle kannten Vampire nicht. Für sie zählte einzig und allein die Jagd nach dem Blut.

»Willst du nach unten?«

»Nein, nicht in die Gruft.«

»Aber dort ist es...«

»Ich will sehen. Ich will sie sehen. Ich will erleben, wenn sie kommen. Ich will erkennen können, wenn sie in die Falle laufen. Ich will zu ihnen und meine Zähne in einen Hals bohren. Das genau ist es, was ich will.«

»Ja, das sollst du.«

Helga ging einen Schritt zurück. Den Mund hielt sie offen, die beiden. Hauer waren sichtbar. Sie bewegte die Augenwimpern, sie schüttelte den Kopf. »Ich kann daran nicht glauben, ich…«

Plötzlich zuckte der Schwarze zusammen. Er ging für einen Moment in die Knie, preßte beide Hände auf den Magen und schwankte leicht. Ein böse klingendes Geräusch drang aus seinem Mund. Es hatte etwas Tierisches an sich.

»Was ist denn?« Helgas Stimme klang erschreckt. So hatte sie Rico noch nie erlebt. Sie mußte erkennen, daß er auch irgendwo schwach und verletzbar war.

Sie wollte ihm helfen, er schüttelte wild den Kopf, konnte sich wieder fangen, taumelte einige Schritte und starrte zu Boden. »Sie sind da«, sagte er mit schwerer Stimme.

Spannung erfaßte die Blutsaugerin. »Und weiter?«

»Die erste Falle…«

»Was ist mit ihr?«

»Sie hat nicht… sie hat- nicht geklappt!«

Helga Stoßflug blieb stehen. Auf dem Steinboden schien sie festgeklemmt zu sein. Die Haut wurde noch bleicher, und sie erinnerte an einen Engel aus Marmor.

Rico schüttelte den Kopf. Durch seine Gestalt ging ein Ruck. »Sie sind beide vernichtet worden.«

Mehr sagte er nicht, drehte sich scharf um und trat an ein bestimmtes Fenster, dessen Lage ideal war, so daß er den Burghof zum großen Teil überschauen konnte.

Helga Stoßflug merkte zum erstenmal, daß mit diesen beiden Eindringlingen nicht zu spaßen war.

Sie kannte die Burgwächter. Sie wußte auch, wie sehr Rico mit all seinen Dienern verwachsen war.

Die Blutsauger bildeten eine Gemeinschaft. Sie kamen zusammen, sie waren einfach eine Clique, die nichts trennen konnte, bis eben auf die Vernichtung oder den Tod.

Helga Stoßflug wußte, wie schwer Rico litt. Sie sprach ihn auch nicht an, stellte sich jedoch neben ihn, um ebenfalls über den Burghof schauen zu können.

Es wäre einfach falsch gewesen, jetzt zu sprechen. Die Stille war jetzt wichtiger, und in dieser ungewöhnlichen Ruhe kam ihr der Blutsauger vor wie ein kaltes Standbild.

Sie ließ ihn auch in Ruhe, ärgerte sich aber zum erstenmal über die

Dunkelheit und auch über die von ihr produzierten Schatten, die eine Sicht so gut wie unmöglich machten.

Zum Glück stand der Mond am Himmel. In seinem fahlen Schein war wenigstens etwas zu erkennen.

Auch die Bewegung.

Nicht am Haupttor, sie hatten die beiden ja bewußt an den kleinen Eingang gelockt. Dort öffnete sich auch das Loch in der Burgmauer, und zwei Gestalten krochen hervor.

Auch Rico hatte sie gesehen. Er hob einen Arm an und wies mit dem Finger an dem Transporter vorbei. »Da sind sie. Ja, sie sind angekommen, sie tun das, was wir wollen.«

Helga gab keine Antwort. Dafür spürte sie das Blut in ihren Adern kreisen. Es rauschte in ihrem Kopf, es drückte und hämmerte hinter den Schläfen. Es war einfach die Erregung, der dem Gedanken folgte, daß sich dort zwei potentielle Opfer bewegten. Das war Blut, das war Saft, das war Nahrung.

»Wenn sie kämmen«, flüsterte die Wiedergängerin mit rauher Stimme. »Also wenn sie kommen, dann mache ich sie fertig, verstehst du? Dann werde ich sie anfallen, meine Zähne in ihren Hals hineinschlagen und sie leersaugen. Ich schwöre dir, daß…«

»Keine Sorge, meine Liebe, sie werden so schnell nicht kommen. Du mußt dich gedulden.«

»Warum nicht?«

»Weil sie einen anderen Weg gehen, weil sie vorsichtig sind und glauben, besser zu sein.«

»Das sind wir doch.«

Er nickte. »Wir haben die Fallen aufgestellt. Wo immer sie auch hingehen, sie werden sich wundern.«

In den folgenden Sekunden wurde zwischen ihnen nicht mehr gesprochen, sondern nur geschaut.

Beide freuten sich gemeinsam darauf, daß die Eindringlinge den Wehrgang nahmen.

Helga preßte ihr leichenblasses Gesicht gegen die Scheibe, wo es sich verformte. Es sah aus wie eine helle Masse Gummi, die plattgedrückt worden war.

Rico zog sie zurück. »Reiß dich zusammen!« fuhr er sie an. »Du wirst dein Blut noch bekommen!«

»Wenn sie fallen, wenn sie auf dem Burghof liegen, dann werde ich mich auf sie stürzen und ihr warmes Blut genießen…«

»Denk an Karl Horch!«

»Ist er oben?«

»Ja, er bewacht den Wehrgang. Sie werden auch ihm in die Arme laufen. Vielleicht hast du Pech gehabt.«

Helga Stoßflug bewegte wild ihren Kopf. »Nein!« kreischte sie. »Ich

will das Blut.« Sie war wie von Sinnen. »Ich will es haben, verdammt noch mal. Ich brauche es einfach, verstehst du das denn nicht? Ich trockne sonst aus, verflucht.«

»So schnell nicht!«

Sie taumelte zurück. Auch die letzten Worte ihres Herrn und Meisters waren kein Trost für sie gewesen. Wie ein kleines Kind schluchzte sie auf und hatte ihre beiden Handflächen gegen die Wand geschlagen. Sie war einfach zu unbeherrscht, im Gegensatz zu Rico, der alles viel gelassener sah. Er wartete ab.

Noch tat sich nichts.

Die beiden Eindringlinge befanden sich auf dem Wehrgang. Sie würden vorsichtig sein, weil sie einmal schon gewarnt waren. Sie würden mit Fallen rechnen, doch würden sie auch hineintappen?

Die Bohle war lose. Wenn sie Druck bekam, würde sie auch andere noch mit in die Tiefe reißen und ein Loch entstehen lassen, durch das die Körper bis hinab in den Burghof fielen.

Darauf wartete er.

Im Gegensatz zu Helga. Sie stand dicht vor der Wand und hatte ihre Stirn gegen das Mauerwerk gepreßt. Deshalb konnte auch sie nicht den Schatten sehen, der sich oben vom Rand der Burgmauer gelöst hatte und in die Tiefe segelte.

Rico aber schrak zusammen. In seinen Augen blitzte es plötzlich auf. Ein kaltes Lächeln umspielte die Lippen. Er rechnete damit, daß der Körper aufschlug und…

Nein, es war kein Körper. Er hatte sich einfach geirrt. Der Gegenstand war kleiner, viel kleiner.

Eine Bohle…

Sie waren auch dieser Falle entwischt, was dem einsamen Zuschauer gar nicht gefiel.

Helga mußte etwas bemerkt haben. Sie kam auf den stummen Beobachter zu und stellte sich wieder neben ihn. »Es ist etwas gewesen, nicht? Ich habe es gespürt…«

»Ja.«

»Und was?«

Er wollte ihr die Wahrheit sagen, dazu kam es nicht mehr, denn beide hörten den Klang des Schusses. Für einen Moment hatten sie Hoffnung. Die wurde spätestens dann zerstört, als sie die Gestalt vom Wehrgang her zu Boden flattern sahen. Sie sah aus wie ein Tuch, das sich bewegte und sich noch im Fall auflöste.

Es war Karl Horch, einer der ihren. Er hatte den Wehrgang zum Turm hin absichern sollen.

»Die zweite Falle hat nicht geklappt«, flüsterte Helga. »Verflucht, sie hat nicht geklappt. Es ist alles zu spät, es ist alles vorbei. Ich habe keine Chance mehr…«

Rico schwieg.
Zum erstenmal geriet er richtig ins Grübeln. Nicht daß er schon aufgegeben hätte, doch er war realistisch genug, um einzusehen, daß hier etwas anderes ablief als normal. Diese beiden Eindringlinge waren mit allen Wassern gewaschen, und sie hatten zudem Erfahrung darin, was das Vernichten von Vampiren anging.
Jetzt dachte er wieder an Helgas Worte. Sie hatten davon gesprochen, daß der Tod an ihrem Fahrzeug vorbeigehuscht war. Und tödlich waren die beiden auch.
Er drehte sich um.
Das erschreckte Gesicht seiner Helferin starrte ihn an. Übergroß waren die Augen geworden. Selbst die bleichen Lippen zitterten vor Furcht. Sie streckte ihm eine Hand entgegen, als wollte sie bei Rico die nötige Sicherheit suchen.
Der Schwarze aber ging an ihr vorbei…
Mit schnellen Schritten bewegte er sich auf die Tür zu, weil er den Raum verlassen wollte.
Sie rief etwas hinter ihm her, doch Rico kümmerte sich nicht um den Schrei.
Erst außerhalb des Raumes und in einem sehr breiten Flur holte sie ihn ein. Helga zerrte ihn herum.
»Was… was werden wir jetzt machen?« keuchte sie ihn an.
Er schlug ihre Hand zur Seite. Auch ein Zeichen für seine wilde Wut. »Wir lassen sie in den Turm kommen.«
»Ja, und dann?«
Der Blutsauger spreizte den Daumen ab, drehte die Hand und deutete zu Boden.
Helga Stoßflug wußte, was dieses Zeichen bedeutete. »Da unten befand sich die Gruft mit ihren Schlafplätzen…«

***

Der Wehrgang lag endlich hinter uns, und wir hatten den Turm erreicht. Sehr dicht standen wir vor ihm. Er ragte wie eine überdimensionale Zigarre in den klaren Winterhimmel hinein, als wollte er mit seinem Ende die Gestirne begrüßen.
Über meine Angst konnte und wollte ich nicht reden. Ich hatte sie, und Harry spürte sie ebenfalls.
Wir hatten drei Vampire vernichten können, aber mehr als die doppelte Menge dieser Blutsauger würde noch auf uns lauern, davon mußten wir einfach ausgehen. Ob es uns dabei auch weiterhin so relativ leicht gemacht werden würde, wagten wir zu bezweifeln.
Zudem hatten sie einen großen Vorteil uns gegenüber. Sie konnten sich in der Dunkelheit bewegen, sie kannten sich auch im Schloß und im Turm sehr gut aus. In diesem Gelände waren sie uns in allen

Belangen überlegen.

Ich hatte die alte Tür aufgezerrt.

Kalte Luft wehte uns entgegen. Es zog durch die zahlreichen schießschartenartigen Fenster an den Seiten des Turms. Sie wirkten wie graue Augen, die uns unter Kontrolle hielten. Ansonsten erwartete uns eine tiefe Dunkelheit und eine steile Treppe, deren erste Stufen wir sahen.

Es half alles nichts, wir mußten uns auf die Lampe verlassen. Im Dunkeln die unbekannte Treppe hinabzusteigen, war leichtsinnig.

Daran dachte auch Harry. »Wir brauchen Licht«, sagte er.

Ich hielt die kleine Lampe bereits hoch.

»Und damit geben wir auch Ziele ab!« flüsterte er.

»Stimmt.«

»Eine andere Frage noch. Rechnest du eigentlich damit, daß die Blutsauger bewaffnet sind? Ich denke da nicht allein an ihre Zähne, sondern daran, daß dieses Schloß einmal eine Stasi-Schule gewesen ist. Hier wurden die Kameraden ausgebildet, hier lernten sie nicht nur die Theorie, auch das Schießen. In dieser Schule wurde das gelehrt, was sie zu diesen Maschinen machte, die nur einer Sache gehorchten.«

»Das stimmt«, murmelte ich.

»Deshalb werden noch die Waffen da sein. Wir müssen damit rechnen, daß auch die Blutsauger damit umgehen können. In London hast du es ja selbst erlebt.«

»Leider.«

»Ein Himmelreich für eine schußsichere Weste«, flüsterte der Kommissar. »Dann sag ihnen aber vorher, daß sie nicht auf deinen Kopf halten sollen.«

»Witzbold.«

Ich schaltete die kleine Lampe ein. Durch meine Handbewegung wanderte auch der Strahl. Er glitt über altes Mauerwerk hinweg, er fiel aber auch auf die ausgetretenen und schmutzig wirkenden Stufen der Wendeltreppe. Da der Turm einige eckige Formen zeigte, zudem ziemlich breit war, rechnete ich auch damit, Turmzimmer oder Räume zu sehen, die gleichzeitig als Verstecke der Blutsauger dienten.

Sie waren auch vorhanden, aber sie waren nicht mehr besetzt. Wir leuchteten in jeden Raum hinein.

Bei vielen fehlten die Türen, andere wiederum waren leer, man hatte die Möbelstücke weggeschafft.

Wenn noch welche in der kleinen Kammer standen, waren es allenfalls alte Metallbetten und Spinde aus Blech.

»Sind die eigentlich nie aufgefallen?« erkundigte ich mich bei dem Kommissar. »Meine Güte, es muß doch Spuren gegeben haben. Stasi-Leute als Vampire, das hat selbst ein Regime wie das damalige nicht einfach verschweigen können.«

»Doch, das klappte.«
»Was macht dich so sicher?«
»Wer sollte denn etwas sagen? Diese Hundesöhne lockten ihre Opfer in die Schule. Dort tranken sie ihr Blut, machten sie ebenfalls zu Vampiren oder töteten sie. In dieser Umgebung kannst du eine Kompanie verschwinden lassen, ohne daß es auffällt. Diese ganze Bande war schon raffiniert. Von hier aus haben sie wahrscheinlich auch ihre Einsätze organisiert, die sie in alle Welt führten.«
»Das nimmst du jetzt an?«
»Sicher, aber ich kannte auch den Apparat, obwohl ich ihm selbst nicht angehörte.« Bei dieser Antwort übertrat Harry Stahl die Schwelle eines kleinen Turmzimmers, als suchte er für seine Worte die entsprechende Bestätigung.
Auch ich ging in den Raum.
Der Rahmen des Metallbettes war noch vorhanden. Die Matratze verschwunden. Einen Schrank sah ich hier nicht, nur ein Regal, und mir kam in den Sinn, daß wir in einer Gefängniszelle standen. Als ich Harry darauf ansprach, nickte er heftig.
»John, du triffst den berühmten Nagel auf den Kopf. Das ist auch eine Zelle gewesen. Oft genug sind Menschen von den Hundesöhnen verschleppt worden. Sie landeten nicht nur in den offiziellen und bekannten Zuchthäusern. Du weißt vielleicht auch, daß es bei uns die Todesstrafe gab. Man hat zahlreiche Menschen hingerichtet. Gerade hier in Sachsen existierten einige Todeslager.«
»Das ist mir bekannt.«
Wir verließen den Raum wieder, ohne eine Spur von unseren Gegnern entdeckt zu haben. Ich hatte mich zudem gedanklich ein wenig weit von ihnen entfernt, weil mich die politische Aufarbeitung der Vergangenheit beschäftigte.
Das alles lag zurück, die Mauer war weg, aber genügend Schutt mußte erst noch zur Seite geräumt werden.
Wir hörten nichts Fremdes.
Nur die eigenen Tritte, die über den rauhen Belag der Treppenstufen schabten. Der Turm war noch sehr gut erhalten. Von einem Verfall konnte nicht die Rede sein. Je tiefer wir kamen, um so mehr stieg die Spannung bei uns an.
Irgendwo mußten sie ja sein und auf uns lauern. Doch nicht einmal Geräusche waren zu hören. Aus der Tiefe drängte uns eine unheilvolle Stille entgegen.
Wir hatten immer wieder Pausen eingelegt, um den weiteren Weg auszuleuchten. So entgingen wir auch der Gefahr eines Drehwurms, der entstehen konnte, wenn wir zu rasch die Treppe hinabschritten.
Der Turm und die anderen Bauten mußten miteinander in Verbindung stehen. Wir würden irgendwo einen Durchgang

entdecken, das stand für uns einfach fest.

Immer wieder huschte der Lichtschein auch über die Innenwände. Wenn die Vampire sich in Fledermäuse verwandeln konnten, mußten wir damit rechnen, daß sie sich an den Wänden festgekrallt hatten.

So ruhig wie in den letzten Minuten würde es nicht weitergehen. Deshalb atmete auch keiner von uns auf, als wir den Grund des Turms erreicht hatten.

Schmutz auf dem Boden und an den Wänden. Hinzu kam der Geruch, der von uns beiden wahrgenommen wurde. Harry Stahl schnüffelte ebenso wie ich.

»Soll ich es aussprechen, John?«

»Bitte.«

»Blut. Ich habe das Gefühl, daß es hier nach altem Blut riecht.«

»Da kannst du recht haben.«

»Schön - und jetzt?«

Ich drehte mich rechts. Der Lampenschein machte die Bewegung mit. Sein Ziel war eine Tür, auf der sich ein faustgroßer Kegel abmalte wie ein bleicher Fleck.

»Sieht noch ziemlich neu aus«, meinte Harry.

»Das kannst du wohl sagen.« Ich löschte das Licht.

Harry brauchte nicht erst zu fragen, was ich vorhatte, er sah es, wie ich auf die Tür zuschritt. Dort blieb ich erst einmal stehen und legte mein Ohr gegen das kalte und schmutzige Holz.

Zu hören war nichts.

Ich schaute mir das Schloß an. Es war modern. Wer es öffnen wollte, benötigte nur einen sehr schmalen Schlüssel. Sollte die Tür verschlossen sein, würden wir den Weg nicht nehmen können.

Sie war es nicht.

Wir traten über die Schwelle und fanden uns in einem schmalen Gang wieder, der in das Innere der alten Burg führte und abermals vor einer Tür endete.

Der Geruch hatte sich verstärkt. Er warnte uns. Wir gingen beide davon aus, daß die Blutsauger in der Nähe lauerten. Hier lebten keine Menschen mehr, dieses Schloß wurde von Untoten bewohnt.

Ich schaute durch das Schlüsselloch und richtete mich sehr schnell wieder auf.

»Was hast du?«

»Licht«, hauchte ich. »Du wirst es kaum für möglich halten, aber dahinter brennt Licht. Zwar sehr grau und schattenhaft, aber immerhin. Ich nehme an, daß es ein Licht ist, daß auch Vampiren nicht gefährlich werden kann.«

Der Kommissar staunte. »Gibt es denn so etwas?«

»Im Prinzip schon. Es darf nur nicht zu hell sein und nicht von der Sonne stammen.«

»Dann hast du eine Lampe gesehen.«

»Ich nehme es an.« Weiter nahm ich an, daß auch andere Fallen auf uns lauerten. Das Kreuz hing mittlerweile offen vor meinem Hals. Bei einem plötzlichen Angriff würde es kein Vampir schaffen, an mich heranzukommen. Es würde mich sogar schützen, wenn ich bewußtlos war. Nur um Harry Stahl machte ich mir Sorgen.

Der aber fieberte endlich einem Finale entgegen. Er stieß mich an. »Los, John, bringen wir es hinter uns - öffne!«

»Keine Sorge, werde ich machen!«

Ich hatte die linke Hand bereits auf die Klinke gelegt. In der rechten hielt ich meine Beretta. Noch wies die Mündung gegen die Decke. Innerhalb einer winzigen Zeitspanne aber würde ich die Waffe senken, zielen und auch treffen können.

Daß wir einen Bereich betreten hatten, der auf irgendeine Art und Weise ›bewohnt‹ war, merkte ich daran, daß sich die Tür so leicht und sicher öffnen ließ. Sie erzeugte dabei nicht das leiseste Geräusch, und ich schob mich in den neuen Raum, dicht gefolgt von meinem deutschen Freund.

Der Raum war, groß, und er war eingerichtet. Stühle und Sessel verteilte sich auf dem dunklen Boden. Vorhänge bedeckten die Fenster. Ich suchte sofort die Lichtquelle.

Es waren zwei.

Lampen mit schwarzen Schirmen standen auf kleinen Sockeln. Das Licht wurde zum Teil von den Schirmen absorbiert. Wenn sie es abgaben, dann nach unten hin. So fiel aus den Schirmen nicht mehr als ein hellgrauer Schleier hervor.

Dennoch mußten sich menschliche Augen erst daran gewöhnen. Im Vergleich zur Dunkelheit im Turminnern war es hier sogar noch hell. Wir beide schauten von den Fenster weg nach rechts, wo keine Stühle mehr standen. Dafür war dort so etwas wie ein Podium oder ein höher gestellter Schreibtisch aufgebaut worden.

Im Moment erinnerte mich das an meinen letzten Fall, als ich dem Teufels-Autor gegenübergetreten war.

Er hatte einen Katheder besessen, hinter dem er schrieb. Hier stand ein Schreibtisch, und es war auch kein Teufels-Autor, der hinter ihm stand, sondern eine andere Gestalt.

Ein Vampir!

Ohne es von ihm bestätigt bekommen zu haben, wußte ich sofort, daß er der Anführer, der Chef dieser Blutsauger-Truppe, war, der auch der Schwarze genannt wurde…

***

»Das ist er!« zischte Harry Stahl. »Verdammt, das muß er einfach sein, John!«

»Ja, du hast recht!«
Nach Scherzen oder Lachen war mir nicht zumute, obwohl dieser Vampir einen fast skurrilen Eindruck machte, denn das Licht reichte aus, um ihn sehr deutlich erkennen zu können.
Er trug einen Frack, dazu ein weißes Hemd, auch einen hohen Kragen. Er hatte sein schwarzes Haar glatt nach hinten gekämmt. Wer ihn so sah, mußte ihn für einen Filmschauspieler halten, der in einem Gruselfilm die negative Hauptrolle übernommen hatte.
Leider war er das nicht.
Er war echt, er war böse, und er wollte das Blut seiner Opfer. Das brauchte uns niemand zu sagen.
Mich wunderte nur, daß er sich so offen zeigte, denn die Distanz war gut. Jeder von uns beiden konnte ihn mit einem einzigen Schuß erwischen.
»Den legen wir um!« sagte Harry. »Der ist doch verrückt, sich so zu zeigen…«
Ich hob nur die Schultern. »Möglich, Harry, aber nicht unbedingt. Ich schätze, daß er genau weiß, was er will.«
»Willst du ihn fragen.«
»Kaum, er wird sich selbst melden.«
Ob er uns gehört hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls brach er das bedrückende Schweigen mit einem Lachen.
Es klang rauh, es klang hart und auch triumphierend.
Das störte mich nicht. Es war etwas anderes, das mich unruhig machte. Dieses Gelächter hörte sich trotz allem nicht so natürlich an, wie es hätte sein müssen. Es kam mir auf irgendeine Art und Weise künstlich vor.
Da stimmte etwas nicht.
Lachte er durch ein Mikrofon?
Es stoppte. Wir hörten seine Stimme. Auch sie kratzte etwas, hatte nicht den natürlichen Klang, den sie eigentlich hätte haben müssen. »Willkommen auf Burg Rabenberg, meine Herren!«
»Danke!«
»Ich freue mich…«
»Ach ja?«
»Doch, denn wir brauchen frisches Blut. Sonst haben wir es uns immer holen müssen, doch diesmal nicht. Sogar aus London ist jemand gekommen, nicht wahr Mr. Sinclair? Es hat nicht ganz geklappt, aber der Verräter lebt nicht mehr. Ich habe etwas nachdenken müssen, um herauszufinden, wer Sie sind. Nun weiß ich Bescheid. Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen persönlich das Blut aus den Adern saugen zu können. Umgesehen haben Sie sich hier ja schon. Es wird Ihre Heimat werden, Sie werden sich bei uns wohl fühlen. Das gilt auch für Ihren Helfer, den ich nicht kenne.«

»Ist auch nicht nötig!« sagte Harry.
»Wie dem auch sei, ich gratuliere Ihnen, daß Sie so weit gekommen sind. Wir haben vor der Wende in Ruhe arbeiten können. Hier sind die Besten ausgebildet worden. Ich habe sie zurückgerufen, weil wir erst nachdenken müssen. Die geheime Truppe, von der nur ganz wenige wußten, ist wieder hier versammelt. Sie werden bald auch dazu zählen, und wenn ich bedenke, wie viele Männer hier ausgebildet sind, die nicht geahnt haben, daß es in dieser Schule noch ein zweites Leben gibt, könnte ich direkt lachen. Diese Burg wird in die Geschichte eingehen, das kann ich Ihnen beiden versprechen. Sie haben sich gut gehalten, aber glauben Sie nicht, daß Sie damit den Erfolg erzielt haben. Nein, es wird für sie weitergehen, bis zum bitteren Ende. Wir sehen uns noch.«
Er nickte uns zu und erweckte den Anschein, als wollte er sich zurückziehen.
Damit war der Kommissar nun ganz und gar nicht einverstanden. Bevor ich ihn daran hindern konnte, war er einen Schritt vorgegangen, hatte die Combat-Schießhaltung eingenommen und drückte ab.
Der Schuß zerriß die Stille, die Kugel jagte aus dem Lauf. In der folgenden Sekunde bekamen wir beide mit, was hier geschah. Der Schwarze hatte alles mit angesehen, sich überhaupt nicht bewegt.
Es schien, als wollte er auf das geweihte Geschoß warten.
Es traf auch. Allerdings nicht ihn, sondern die schußsichere Glaswand, die sich zwischen ihm und uns befand und mit den normalen Augen kaum zu entdecken war.
Das geweihte Silbergeschoß hieb hinein. Es entstand ein Muster wie ein Spinnennetz, und noch in das Echo hinein hörten wir das Lachen des Schwarzen.
Er winkte sogar, dann verschwand er wie ein Schatten in der hinter ihm liegenden Finsternis, ließ uns völlig allein zurück und vor allen Dingen einen fluchenden und enttäuschten Harry Stahl, der es nicht fassen konnte, so hereingelegt worden zu sein.
Ich erinnerte mich an den verfremdeten Klang der Stimme. Dieser Blutsauger mußte durch ein Mikrofon gesprochen haben, etwas anderes kam nicht in Frage.
Sehr raffiniert.
»Scheiße«, sagte der Kommissar zum wiederholten Male. »Ich fühle mich allmählich…«
Ich legte einen Finger auf den Mund.
Stahl wurde ruhig. Ich drehte mich um.
Harry machte die Bewegung mit.
Im selben Augenblick bewegten sich die Vorhänge heftig an den Fenstern. Sie wurden wuchtig zur Seite gerissen, zwei Blutsauger stürmten hervor und schleuderten kraftvoll etwas weg.

Wir schossen zugleich.
Ob wir getroffen hatten, konnten wir nicht mehr erkennen, denn die weggeschleuderten Gegenstände waren mit häßlichen Knirschgeräuschen zerplatzt. Ihr Inhalt verteilte sich unsichtbar und zeigte verflucht schnell Wirkung.
Es war Gas!

***

Ich merkte es, als ich Luft holte. Das tiefe Einatmen gab mir nicht das Gefühl der Erleichterung, ich wurde von einem Schwindel erfaßt, der das normale Bild vor meinen Augen verzerrte. Plötzlich sah ich den Raum nicht mehr so, wie es tatsächlich war. Die Umrisse verschoben sich, sie zogen sich zusammen und bildeten ein wirres Muster, das die Enge einer Gefängniszelle besaß, aus der ich nicht mehr herauskommen konnte.
Ich versuchte es trotzdem.
Ich rannte weiter.
Zumindest hatte ich das Gefühl, dies zu tun. Daß ich so gut wie nicht von der Stelle kam, fiel mir kaum auf. Ich prallte nur immer wieder zurück, als wäre ich gegen butterweiche Gummiwände getickt. In meinem Kopf lief ein irres Schauspiel ab.
Ich sah Bilder vor meinen Augen, gräßliche Gestalten, die auf mich zurasten, Halluzinationen erzeugten, zerplatzten, so daß wieder neue entstehen konnten.
Ich spürte auch die Schmerzen in meinem Kopf. Sie hämmerten von allen Seiten dagegen, sie zuckten von Ohr zu Ohr, sie erwischten den Kiefer, sie rasten wie Messer in mein Hirn, breiteten sich dort aus und bildeten ein Netz.
Ich kam nicht mehr weiter.
Dabei bewegte ich doch meine Beine.
Ein Zuschauer hätte nur gelacht, beim Vergleichen meiner Gedanken mit den tatsächlichen Gegebenheiten. Ich kam einfach nicht von der Stelle. Meine Beine schlenkerten, die Füße rutschten über den Boden, ich kippte mal nach rechts, dann wieder nach links, griff ins Leere, wunderte mich, daß ich mich trotz allem noch auf den Beinen halten konnte, wobei ich gar nicht mehr stand, sondern schwebte.
Als ich zu Boden prallte, hörte ich noch, wie durch den Druck meines Körpers Glasreste zerknirschten.
Dann fiel der Vorhang.
In der buchstäblich letzten Sekunde vor Eintritt der Schwärze wurden meine Gedanken wieder klar.
Ich freute mich darüber, daß vor meiner Brust das Kreuz hing.
Hoffentlich konnte es mich schützen.
Danach wußte ich nichts mehr.

***

Des einen Unglück ist des anderen Glück!

Kommissar Harry Stahl hatte natürlich auch das Knirschen der beiden Glasbehälter gehört. Durch seinen Kopf zuckten die wildesten Gedanken, aber er hatte insofern Glück gehabt, daß er, im Gegensatz zu seinem Freund, nicht mehr tief einzuatmen brauchte.

Er konnte die Luft anhalten, und diese. Zeit mußte er einfach nutzen. Beide hatten sie geschossen und einen Blutsauger erwischt. Er war durch den Einschlag der Kugel zurückgeschleudert worden und mit seinem Rücken in den Vorhang hineingeprallt, wo er sich regelrecht verheddert hatte. Mit hochgerissenen Armen versuchte er, Halt zu finden, aber da war nur der Stoff, der ihm diesen Halt bot.

Sein Gewicht war noch zu schwer. Er riß den Ballen herab, der ihn unter sich begrub.

Aus dem Augenwinkel sah Stahl das Zucken und die Wellenbewegungen des Stoffes, die den Todeskampf der unheimlichen Gestalt wiedergaben. Der zweite existiert noch.

Er sprang fauchend und mit weit geöffnetem Maul auf den Kommissar zu. Und er sprang in die Klinge.

Stahl hatte sie ihm in den Körper gestoßen. Sie glitt in die Brust hinein, sie zerstörte ihn. Er kippte zurück, und Harry stieß ihn noch mit einem Tritt zur Seite.

Dann hatte er freie Bahn.

Für ihn war das Fenster wichtig. Es gab keinen anderen Fluchtweg, und es kam auf jede Sekunde an. Ein Atemzug nur würde ihn fertigmachen.

Mit einer Hand schnappte sich der Kommissar einen Stuhl, wuchtete ihn hoch und schleuderte ihn auf das Fenster zu.

Die Scheibe ging in Trümmer.

Der Weg war frei.

Stahl hechtete beinahe hinaus. Die Kälte umfing ihn, und er freute sich wie ein kleines Kind. Es machte ihm auch nichts aus, daß er auf dem harten Boden sich die Schulter prellte, Hauptsache, er war dieser verdammten Gashölle entkommen.

Er rollte sich herum, kam wieder auf die Füße und merkte erst jetzt, daß er blutete.

An der Stirn hatte ihn eine Glaskante erwischt und dort einen langen Streifen gezogen. Das Blut rann ihm der Nase entgegen und stellte noch einen zusätzlichen Reiz für die verfluchten Blutsauger dar.

Er lief erst einmal weg, erreichte den VW-Transporter lehnte sich dagegen und war froh, Rückendeckung und einige Sekunden Pause bekommen zu haben.

Er lud seine Waffe nach.

Währenddessen schaute er zurück. Das Gas war nicht zu sehen und

auch nicht zu riechen gewesen.
Ein Teufelszeug aus der Stasi-Hexenküche.
Und John hatte es erwischt.
Harry hätte ihm gern geholfen und einiges dafür gegeben, nur traute er sich noch nicht in den Raum hinein. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die gesamte Ladung schon durch das zerstörte Fenster abgezogen war. Also mußte er warten.
Zudem war es vielleicht ganz gut so, daß einer von ihnen noch voll einsatzfähig war. So konnte er den anderen heraushauen. Harry grinste bitter, als er daran dachte. Zweimal schon hatte er es geschafft. Würde es auch ein drittes Mal klappen?
Er wartete.
Die Sekunden verstrichen. Seinen Blick hielt er auf das Gemäuer gerichtet.
Die Fenster zeichneten sich sehr deutlich ab. Nur war nichts zu erkennen, selbst die zerstörte Scheibe ließ keinen Einblick zu.
Er konnte es nur ahnen, und diese Ahnungen waren mehr als Böse. Nach ungefähr einer Minute war Harry Stahl wieder bereit. Zwar nicht zu allen Schandtaten, aber er wollte auch den Blutsaugern nicht das Feld überlassen.
Zwei Waffen hatte er. Sie mußten einfach ausreichen, um sich die Vampirpest vom Hals zu halten.
Der Burghof war leer. Die Untoten hielten sich innerhalb der Mauern auf. Bisher waren ihre Pläne nicht so in Erfüllung gegangen, wie sie es sich gern vorgestellt hatten. Er konnte, wenn er wollte, also noch etwas reißen.
Das Fenster lockte ihn. Harry mußte auch sehen, was mit seinem Freund John Sinclair geschehen war. Er glaubte nicht daran, daß sie ihn einfach liegenlassen würden. Der Schwarze hatte deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er das Blut des Geisterjägers wollte.
Diese Vorstellung trieb nicht gerade den Keim der Hoffnung in dem Kommissar hoch, doch er gehörte zu den Typen, die nicht aufgaben, sondern weitermachten. Selbst wenn das Ende für ihn sehr bitter aussehen konnte.
Er hörte auch keine Geräusche aus dem Haus, was für ihn ein schlechtes Omen war. Auch wußte er nichts über die Wirkung des Gases. Es konnte auch tödlich sein.
Der Gedanke daran trieb ihn weiter. Harry verließ die Deckung des Fahrzeugs. Über den leeren Burghof rannte er auf sein Ziel, das Fenster, zu.
Hoffentlich hatte sich das verfluchte Gas so weit verflüchtigt, daß es keinen Schaden mehr anrichten konnte.
Sehr vorsichtig legte er die letzten Schritte zurück, blieb am offenen Fenster stehen und mußte sich recken, um einen Teil des Raumes

überblicken zu können.
Vom Gas spürte er nichts. Er konnte normal atmen, ohne daß ihm schwindlig wurde.
Sein Sichtfeld war eingeschränkt. Er mußte schon den Kopf drehen, um die Stelle zu sehen, wo der Geisterjäger zusammengebrochen war.
Da lag er nicht mehr!
Zuerst durchströmte Harry ein Gefühl der Erleichterung, das allerdings sehr bald verging, als er näher über diesen Umstand nachdachte. Es konnte auch bedeuten, daß man John Sinclair als Leiche irgendwo in die versteckten Grüfte dieser alten Burg geschafft hatte. Genau wußte er es nicht. Um sicherzugehen, mußte er sich überzeugen.
Aber den letzten Blutsauger sah er.
Nicht der unter dem Vorhang, sondern sein Opfer. Aus ihm war ein staubiges Skelett geworden.
Harry schüttelte sich. Er drehte sich um, zog sich zurück und schaute in eine andere Richtung.
Da sah er die Bewegung.
Huschend nur, sehr schnell, wie eine Person, die sich entdeckt gefühlt hatte.
Gar nicht mal weit von ihm entfernt, am Ende dieser Mauer, wo sich der Winkel zur anderen befand. Und wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sich dort eine Frau bewegt.
Helga Stoßflug?
Das konnte durchaus sein. Er wollte nicht daran glauben, daß sich noch eine andere weibliche Person als diese Untote Helga Stoßflug hier auf dem verfluchten Schloß aufhielt.
Plötzlich hatte es Harry Stahl sehr eilig. Ein irrer Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen.
Beinahe schon wahnsinnig, weil er so risikoreich war, aber letztendlich doch eine Chance.
Er wußte nicht, ob Helga bemerkt hatte, daß sie gesehen worden war. Vielleicht lauerte sie noch auf ihn, dann würde er sich schon zu wehren wissen.
So gut wie geräuschlos huschte der Kommissar dicht an der Mauer entlang. Er kam sich selbst vor wie ein Schatten, der von einer unheimlichen Kraft angetrieben wurde.
Genau dort, wo die Person verschwunden war, entdeckte er die schmale Tür.
War sie offen?
Er probierte es.
Ja, die Klinke ließ sich nach unten bewegen. Ein kaltes Grinsen umhuschte seinen Mund. Es war wieder einer dieser Seiteneingänge des Schlosses, er hörte auch das Krächzen der Angeln und beinahe

sogar den Rost rieseln, aber er roch die Gefahr.
Links von ihm.
Mit einem Sprung katapultierte er sich in die Düsternis hinein und duckte sich dabei.
Die Gefahr kam tatsächlich von links. Dort hatte Helga Stoßflug gelauert, war aber durch die Schnelligkeit des Kommissars dermaßen überrascht worden, daß sie ins Leere sprang.
Sie prallte zu Boden, kam mit den Knien zuerst auf, erwischte auch die Tür nicht mehr, so daß diese offen blieb und etwas von dem nächtlichen Grau in den schmalen Flur hineinschickte.
Das kam Harry entgegen.
Sein Zeigefinger zuckte. Er hätte sie mit einer Kugel erwischen können, in ihrem weißen Kleid bot sie ein hervorragendes Ziel, aber er tat es nicht.
Er hatte seinen Plan nicht vergessen. Harry mußte wissen, was mit John Sinclair geschehen war, und wenn es jemand wußte, dann diese Helga Stoßflug, die dem Schwarzen immer sehr nahe gewesen war.
Er ließ die Waffe stecken.
Er schaute die Blutsaugerin an.
Sie glotzte in sein Gesicht.
Dabei hatte sie ihre eigenen Gesichtszüge zu einer widerlichen Fratze verzogen. Der Mund stand so weit auf, daß ihre Vampirzähne deutlich zu sehen waren. Aus dem Hals, und tief in der Kehle geboren, erklang ein Röcheln, ein schauriger Gruß, dem sie ihm entgegenschickte, bevor sie auf ihn zuging.
Der Kommissar blieb gelassen, auch wenn es ihm schwerfiel. Es war nicht jedermanns Sache, einen Untoten auf einer derart geringe Distanz gegenüberzustehen.
»Hallo, Helga«, flüsterte er. »Ich soll dir Grüße von deinem lieben Mann bestellen.«
Sie zuckte zusammen, denn sie hatte ihn genau verstanden. Für einen Moment schien sie irritiert zu sein und mit den Gedanken weit weg, dann hatte sie sich wieder gefangen und erklärte ihm mit rauher Flüsterstimme: »Ich werde, wenn ich mit dir fertig bin, zu ihm gehen und sein Blut ebenfalls trinken wie einen köstlichen Nektar. Ich schaffe es auch, zwei Menschen zu leeren. Ich bin ausgehungert, verstehst du? Richtig ausgehungert. Ich habe schon Angst zu vertrocknen, und ich sehe auch an deiner Stirn das Blut, das schon eingetrocknet ist.« In ihren Augen zeigten sich kleine Irrlichter, sie bewegte auch den Mund, aber sie sprach dabei kein Wort mehr.
Dafür kam sie näher.
Harry blieb ruhig. Er war ungemein konzentriert. Die Waffen zeigte er nicht, auch den Silberdolch hatte er verschwinden lassen, doch seine rechte Hand blieb stets in der Nähe des Griffs, denn auf die

Klinge kam es an. Sie bildete gewissermaßen das Fundament seines riskanten Planes.

Wer handelte zuerst?

Es war die Blutsaugerin, die für einen Moment den Arm hochriß, dann nach unten fallen ließ und vorstürmte.

Sie war verflucht schnell, wie ein wildes Tier, sie wollte den Kommissar mit ihrer höllischen Kraft von den Beinen reißen, um sich dann auf ihn zu werfen.

Stahl ließ sie kommen und empfing sie mit einem fürchterlichen Hieb. Er hatte beide Hände zusammengelegt, um noch mehr Wucht aufbieten zu können.

Von unten nach oben hämmerte er die Fäuste.

Und er traf.

Das Kinn und die untere Gesichtshälfte wurden erwischt. Zwar schlugen die Hände der Untoten noch nach ihm, doch die Finger konnten sich nicht mehr festkrallen, weil der Gegendruck des Schlags einfach zu groß gewesen war.

Er hatte den Drang der Bestie nicht nur gestoppt, sondern sie sogar zurück und zur Seite geschleudert, so daß sie mit dem Rücken gegen die Wand prallte.

Da schrie sie vor Wut.

Für einen kurzen Augenblick war sie durcheinander, und als sie sich wieder auf ihr Opfer konzentrieren konnte, hatte dieses bereits eiskalt gehandelt.

Harry war plötzlich bei ihr.

Und er hatte den Dolch.

Die Vampirin stoppte, bevor sie den nächsten Sprung noch absetzen konnte. Harry berührte ihren Hals nicht mit dem Silber, aber die Klinge befand sich nur eine Fingerbreite von der dünnen Haut entfernt, und Helga merkte sehr gut, was das für eine Waffe war.

Sie spürte die andere Kraft, die sie folterte und ihr schon jetzt Schmerzen bereitete.

Harry sah es mit Genuß. So und nicht anders konnte man diesen Untoten beikommen.

Er schaute über die Klinge hinweg in die kalten Augen des Wesens. »Hör mir jetzt genau zu!« flüsterte er, »was ich jetzt sage, meine ich verdammt ernst, und davon weiche ich auch nicht um einen Millimeter ab. Dieser Dolch besitzt eine besondere Kraft. Es ist die Gegenmagie, die das Böse ausrottet, die dafür sorgt, daß es nicht überleben kann, und ich stehe dafür ebenso wie John Sinclair.«

Er bekam keine Antwort, als er eine Pause einlegte, deshalb redete er weiter. »Ich brauche dir nicht einmal die Kehle durchzuschneiden, es reicht bei dir eine direkte Berührung durch das geweihte Silber, und du bist verloren. Weißt du das?«

»Ja…«

»Gut!« knirschte der Kommissar, »das ist sehr gut. Also machen wir weiter. Nur wir, wir beide allein. Ich will von dir wissen, was mit meinem Freund geschehen ist. Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Ich… ich nichts…«

»Weiß ich, kleine Bestie, weiß ich genau. Ist mir alles bekannt. Aber die anderen, dein Freund, der Schwarze, der Chef hier, der muß mehr wissen, nicht wahr?«

»Den habe ich nicht gesehen.«

Er hatte Mühe, die Worte zu verstehen, weil sie mehr einem tierischen Fauchen glichen. »Das glaube ich dir sogar. Aber du kannst mir sicherlich sagen, wo ich ihn finde. Ihn und John…«

»Das Schloß ist groß.«

»Und diese Klinge scharf!«

Er sah ihre Zunge. Sie wirkte wie ein graues Stück Lappen, als sie aus dem Mund schlug, an den Zähnen vorbei glitt, als wollte sie diese so reinigen. »Ich warte nicht mehr lange.«

»Unten… sie sind unten.«

»Und wo ist das?«

»In der Gruft.«

»Nicht im Keller.«

»Es ist das gleiche.«

»Da wollen sie ihn töten…?«

»Blut trinken…«

»Wie schön.« Harry nahm das Messer zur Seite, zerrte die Untote herum, umklammerte jetzt von hinten ihren Körper und setzte die Klinge fast wieder an die Kehle.

»So ist es gut«, sagte er leise. »So gefällt mir das. Ich freue mich, wenn du so lieb bist und wenn wir beide jetzt einen kleinen Spaziergang unternehmen. Ich liebe alte Gruften, weißt du? Da fühle ich mich sauwohl.« Er rammte ihr das Knie in den Rücken, behielt aber mit der Waffe genügend Abstand. »Da könnte ich mich ja tagelang aufhalten, ehrlich…«

Sie ging.

Er freute sich, denn er glaubte nicht, daß sie jetzt noch versuchen würde, ihn reinzulegen.

Sie sicherlich nicht, fragte sich nur, wie es dann mit den andern aussah…

***

Über eine Kohlenrutsche war ich in die Tiefe des unheimlichen Kellers geglitten, aber davon hatte ich nichts mitbekommen. Ich hatte auch nicht die Hände gespürt, die meine eigenen umklammert und die Arme langgezogen hatten, wobei sie mich durch die Finsternis

schleiften, immer tiefer hinein in diesen, schaurigen Keller, der die Heimat der Verfluchten und der Blutsauger war.

Davon sah ich nichts. Sie zerrten mich weiter, sie waren um mich herum, sie kamen aus den Ecken und starrten mit ihren bleichen Gesichtern auf den leblosen Körper.

Das Wort Blut machte flüsternd die Runde. Sie alle gierten nach dem roten Lebenssaft, der ihnen Kraft und Stärke versprach. Aber sie waren weniger geworden, nur drei Vampirfratzen glotzten ihren Meister und das Opfer an, das er hinter sich herschleifte. Es gab einen uralten Ort in diesem unheimlichen Gewölbe, den der Schwarze für sein Opfer ausgesucht hatte.

Seinen eigenen Sarg!

***

Und darin erwachte ich.

Es war schrecklich, denn ich hatte rasende Kopfschmerzen. Ein irrer Wirbel breitete sich darin aus.

Ich konnte es nicht identifizieren, ich wußte nicht, ob es Stimmen waren, und wenn, ob sie von innen oder außen an mein Gehör drangen.

Es war einfach alles anders.

Doch ich war nicht allein.

Ich sah sie nicht, ich spürte sie. Ich hatte viele Erfahrungen sammeln können, ich war fixiert auf die Schwarzblütler und - wenn man so wollte - ich konnte sie sogar riechen.

Der alte Geruch nach verbrauchtem Blut, nach Moder und feuchter Kleidung wehte über mich hinweg. Er erreichte mich, er berührte mein Gesicht, er streifte an der Nase entlang und dahinter, das kam mir jedenfalls so vor, hörte ich das geheimnisvolle Flüstern der Stimmen wie eine schaurige Botschaft aus tiefster Dunkelheit.

Die Augen hielt ich offen - nur, ich sah nichts.

Schwärzer konnte es auch im Weltall nicht sein. Kein einziger Lichtfunke durchbrach diese verfluchte, drückende und angsteinflößende Dunkelheit.

Sie war wie ein Berg mit einem gewaltigen Schatten, der mich niederdrückte.

Aber wo hinein?

Ich konnte mich bewegen, man hatte mich nicht gefesselt, mir allerdings meine Beretta abgenommen. Das war vorauszusehen gewesen, Vampire waren nicht dumm und besonders nicht Typen wie der Schwarze.

Ich bewegte meine Arme.

Es ging nicht. Schon nach wenigen Zentimetern spürte ich rechts und links den harten steinernen Widerstand, der mir klarmachte, daß ich

in der Enge eines Gefäßes lag. Und besonders lang war mein Gefängnis auch nicht. Da gab es nur eine Möglichkeit.

Man hatte mich in einen Sarg gesteckt!

Dieses Wissen jagte in mir den Schrecken hoch. Er schnappte regelrecht zu, er jagte den Adrenalinspiegel hoch. In meinem Kopf steigerten sich die Schmerzen.

Noch hatte niemand den Deckel auf den Sarg gedrückt. Würde es dazu kommen, oder hatten die Blutsauger andere Dinge mit mir vor. Normal wäre es gewesen, wenn sie versucht hätten, ihre Zähne in meinen Hals zu schlagen, um das Blut zu schlürfen, damit rechnete ich auch, aber es geschah noch nicht.

Statt dessen bewegten sie sich flüsternd in der Finsternis. Ich hörte ihre Schritte, ihre leisen Worte, die ich aber nicht verstand und zu einem Raunen wurden.

Und dann war das Licht da.

Grau und schmutzig durchbrach es einen Teil der Dunkelheit. Er holte die Umgebung aus der Schwärze hervor. Ich lag im Sarg, konnte nach oben blicken und wollte mich aufrichten, als etwas Langes in den grauen Schein hineingeriet.

Es war eine Hand, ein Stück Arm, vom schwarzen Stoff eines Jacketts verborgen, und eine Waffe die ich sehr gut kannte, und deren Mündung meine Stirn mit einem kalten Druck berührte, so daß ich meinen Kopf wieder zurücklegte.

Hinter der Waffe stand die düstere Gestalt, mein »Freund« der Schwarze. »Du hast verloren, Sinclair. In London hast du noch gewonnen, wie mir mein Bote berichtete, hier nicht.«

»Kann sein.«

»Das ist so!«

»Willst du mir eine Kugel in den Kopf schießen?« fragte ich leise.

»Eigentlich schon, aber das würde meinen drei Freunden hier nicht gefallen. Sie wollen dein Blut, und Helga will es auch. Wenn sie kommt, wird sie dich zuerst beißen dürfen. Sie hat den ersten Biß, und wir alle werden uns dein Blut teilen.«

»Es wird euch nicht munden.«

»Abwarten…«

Hoffentlich lange genug, dachte ich, denn meine Lage war mehr als bescheiden.

Ich hatte vier Gegner, die mich killen konnten, und ein fünfter würde noch erscheinen. Für einen Moment dachte ich an Harry Stahl. Von ihm hatte der Schwarze nicht gesprochen, und ich hoffte, stark, daß er ihm entwischt war.

Aber mir fiel auch mein Kreuz ein.

Ich hatte es vor der Brust hängen gehabt, nun spürte ich nicht einmal mehr den Druck der schmalen Kette.

Verdammt, wo war es? Wie hatten die Vampire es mir wegnehmen können? Es war mir ein Rätsel, denn für einen Vampir war es absolut tödlich, ein geweihtes Kreuz auch nur zu berühren.

Der Schwarze merkte meine Unruhe. Er lacht leise. »Ich kann verstehen, Sinclair, über was du jetzt nachdenkst, aber wir haben es geschafft, dir deine Waffe abzunehmen. Wir konnten dir die Kette auch so über den Kopf streifen, ohne sie zu berühren. Wir griffen dabei zu einem kleinen Trick und hoben sie mit einem neutralen Holzstäbchen an. Es war sehr einfach, sie dann über deinen Kopf zu streifen. Wir werden es später, wenn du nicht mehr der gleiche bist wie jetzt, wegwerfen. Du siehst, auch wir haben Möglichkeiten, uns zu wehren.«

»Stimmt.«

»Du hättest in London bleiben und dich um andere Dinge kümmern sollen. Wir sind zu gut.«

Ich wollte ihm das nicht bestätigen, doch widersprechen konnte ich auch nicht. Zumindest waren sie verdammt schlau und raffiniert.

Ich schielte an der Waffe und an seinem bleichen Gesicht vorbei, das wie ein fahler Schatten über mir schwebte. Woher das Licht kam, wußte ich nicht. Es sah aus, als würde es einer geheimnisvollen Quelle entströmen.

Die drei anderen Vampire hielten ihre Gesichter gesenkt. Ich schaute von unten her gegen diese widerlichen Fratzen, die allesamt eines gemeinsam hatten.

Die Gier nach Blut.

Ja, sie lauerten darauf, sie warteten und taten so, als wären sie am Verdursten.

Es waren Gesichter, die ich nie zuvor gesehen hatte. Blutsauger aus dem Stasi-Milieu, die einen raffinierten Plan verfolgten, die auch in der Zukunft keine Ruhe geben würden.

Viel zu wenige hatten wir erwischt.

Die Schmerzen in meinem Kopf waren geblieben. Hinzu kam der Druck im Magen. Das verdammte Gift hatte für dieses elende Gefühl gesorgt, das über mich gekommen war.

Die Gesichter verzogen sich zu grinsenden Fratzen.

Zähne, spitz wie kleine Dolche, blinkten auf mich nieder. Sie waren umgeben von Lippen, die Ähnlichkeiten mit alten, rissigen Schläuchen aufwiesen.

Einer drehte sich um.

Die anderen schauten und hörten zu, wie er mit leiser Stimme sagte: »Ich höre Helga…«, er zögerte noch einen Moment, fügte dann hinzu, »aber sie ist nicht allein.«

»Dann bringt sie diesen zweiten Hundesohn mit«, erklärte der Schwarze. Seine Stimme klang zufrieden…

***

Helga Stoßflug gehorchte Harry aufs Wort, denn sie wußte von der immensen Kraft der Klinge.

Wenn sie der Dolch auch nur einmal ritzte, war es um sie geschehen.

Und deshalb tat sie, was er von ihr verlangte.

Sie führte ihn in die Tiefe.

Eine versteckt liegende alte Tür war geöffnet worden, und über eine noch ältere Treppe hatten die beiden die Unterwelt des Schlosses erreicht. Es war ein nahezu perfekter Gruselkeller, dessen Finsternis mit einem unheimlichen und nach Blut riechenden Flair gefüllt war.

Es war der Schauer einer andern, einer verfluchten Welt. Einer Welt, die man als menschenfeindlich ansehen konnte und wo einzig und allein das Grauen seinen Platz gefunden hatte.

Die Blutwelt der Vampire…

Helga ging eine Stufe vor Harry. Sie wußte auch, wie schnell er war, und sie hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. All ihre Hoffnungen setzte sie auf den Schwarzen, denn Rico war der Beste, er würde sie nicht im Stich lassen.

Sie ließen die Treppe hinter sich, erreichten einen düsteren Gang, in dem nur eine Kerze brannte, deren Schein zudem noch von einer Seite durch ein dunkles Blech abgedeckt war und dementsprechend wenig Licht abgab. Der Schein reichte aber aus, um eine Tür zu treffen und den Gegenstand zu erreichen, der davor lag.

Plötzlich röchelte die Untote auf, sie wollte nicht mehr weiter, beinahe hätte sie Harry Stahl noch verletzt.

Helga Stoßflug fürchtete sich vor dem einsam an der Tür liegenden Gegenstand.

Und zu Recht, denn es war ein Kreuz!

Auch Harry fürchtete sich. Es ging nicht um seine Person, das Kreuz gehörte John Sinclair. Daß er es nicht mehr hatte, zeigte ihm, wie wehrlos der Geisterjäger war.

Oder war er schon tot?

Jede Sekunde, die er verlor, konnte John allerdings auch erst den Tod bringen.

Harry Stahl wuchs über sich selbst hinaus. Er zog seine Waffe, erklärte Helga, mit was sie geladen war, drückte sich an ihr vorbei und ging rückwärts auf die Stelle zu, wo das Kreuz lag. Die Blutsaugerin bedrohte er dabei mit der Silberkugel-Pistole.

Sie blieb auch auf die Gestalt gerichtet, als Harry in die Knie ging und das Kreuz an sich nahm.

Helga wagte nichts zu sagen. Sie hielt die Arme sogar angehoben und kam schließlich gehorsam auf den Kommissar zu, als dieser ihr mit dem linken Zeigefinger winkte.

Dicht vor ihm blieb sie stehen.

»Sind Sie hinter der Tür?« wisperte er ihr zu. »Finde ich da deine Freunde?«

Sie nickte.

»Schön.« Er drückte sich zur Seite. »Du wirst den Anfang machen, die Tür öffnen und das Refugium des Grauens betreten. Solltest du die anderen warnen wollen, ergeht es dir schlecht.«

»Ja…«

»Dann los!« Harry hoffte, daß er keinen Fehler begangen hatte. Aber wer war in einer derartigen Streßsituation schon perfekt und machte alles richtig?

Helga drückte die Klinke. Schon jetzt entstanden kratzende Geräusche, die ihn irritierten.

»Schneller!«

Sie tat es. Er schlug gegen ihren Rücken. Sie drückte die Tür auf, röchelte.

Drei Schritte ging sie in den düsteren Raum. Harry blieb der Vampirin dicht auf den Fersen. Er sah das schwache, gräuliche Licht, und er sah auch die Gestalten, die auf ihn den Eindruck von schwerelosen Gespenstern machten, eingehüllt in eine modrige, blutschwangere alte Grabesluft.

Er hörte eine Männerstimme. Was sie genau sagte, konnte er nicht verstehen.

Doch Helga reagierte.

Sie schrie auf.

Und sie schrie eine Warnung!

***

Schlagartig veränderte sich die Lage, denn jeder hatte den Frauenschrei gehört.

Nein, das war eigentlich nicht mehr der Schrei einer Frau, sondern der kreischendschrille Ruf einer Bestie auf zwei Beinen, die nach Blut lechzte.

Alle, auch ich, wußten, was das zu bedeuten hatte. Nur reagierte ich am schnellsten.

Blitzschnell griff ich zu. Die Beretta befand sich einfach zu dicht vor meinem Gesicht. Ich zerrte sie dem überraschten Schwarzen aus der Hand, bevor dieser noch begriff, was überhaupt geschah.

Er ging einen Schritt zurück, dabei schaute er mich an. Schrecken malte sich für einen Moment auf seinem Gesicht ab, er blickte weiter, sah, daß ich mich aufgerichtet hatte, dann glotzte er direkt in das Mündungsfeuer hinein.

Noch in derselben Sekunde zertrümmerte die geweihte Silberkugel das Gesicht der Bestie.

Der Vampir kippte zurück, ich rollte mich über die Kante des

Steinsargs hinweg, prallte auf den Boden und hörte das Hämmern einer anderen Waffe.

Harry Stahl griff ein!

***

Daran, daß es so laufen könnte, hätte er nicht gedacht. Diesmal war die Überraschung auf seiner Seite gewesen. Das schwache Licht hatte ihn trotzdem die Bewegung erkennen lassen. Im offenen Sarg hatte sich der Geisterjäger aufgerichtet und geschossen.

Für den Kommissar ein Zeichen, ebenfalls zu schießen.

Er hielt nicht auf die Frau. Drei Gestalten hatten den Sarg umstanden. Sie huschten zur Seite, und Harry feuerte wie auf dem Schießstand.

Zwei dieser verfluchten Blutsauger erwischte er mit blitzschnellen Treffern, weil sie in dieselbe Richtung gelaufen waren. Der eine konnte entkommen, aber Harry hörte bereits die Stimme des Geisterjägers und in das Echo hinein der Klang der Beretta.

Helga Stoßflug blieb übrig.

Sie war nicht einmal weit weggelaufen. Sie stand auf dem Fleck, völlig konsterniert und hatte mit ansehen müssen, wie ihre Welt innerhalb von Sekunden zerstört worden war.

Stahl bedrohte sie mit der Waffe.

»Komm her, Blutsaugerin!« flüsterte er. »Komm her zu mir. Komm schon!«

Sie ging.

Er lauerte.

Blitzartig wechselte er die Waffen. Die Beretta in die Linke, den Dolch in die Rechte.

Und ihn warf er!

Es war ein wuchtiger, ein zielsicherer Wurf. Die Waffe durchschnitt die Distanz wie ein irrsinnig rasanter Blitz. Die Blutsaugerin konnte einfach nicht ausweichen, und der Dolch traf ihren Körper genau in der Mitte. Er drang tief ein, so daß nur noch der Griff hervorschaute.

Kein Tropfen Blut quoll aus der Wunde. Dieses alte Wesen vor Harry war leergesaugt, aber es fiel nicht um. Helga Stoßflug beugte sich vor. Sie bekam sogar noch ihre Hände so weit in die Höhe, daß sie den Griff umfassen konnte.

Als sie das tat und mit dem geweihten Silber in Berührung kam, da zischte es zwischen Metall und ihren Handflächen auf, und der Geruch nach alter verbrannter Haut schwebte durch die Gruft.

Sie konnte sich nicht mehr halten. Mit beiden Händen am Dolchgriff sackte sie in die Knie, kippte um und fiel auf den Bauch, drückte den Dolch noch tiefer in ihren sich auflösenden Körper, so daß er schließlich mit seiner Spitze aus dem Stoff hervorschaute.

»Das war der letzte Gruß von deinem Mann, dessen Blut du hast saugen wollen, Bestie!« sagte Harry Stahl und wandte sich um, denn aus dem Hintergrund des Kellers löste sich mit langsamen Schritten eine Gestalt.

Der Kommissar griff in die Tasche.

Er reichte mir das Kreuz. »Hier, John, das habe ich nicht einmal gebraucht.«

Ich nahm es an mich. »Und das ausgerechnet bei der dritten Lebensrettung.«

Harry hob die Schultern. »Was soll's? Beim nächstenmal bist du wieder an der Reihe, hoffe ich…«

***

Wir hatten die Burg durchsucht, aber keine weiteren Blutsauger mehr gefunden. Ansonsten sollten sich die Behörden um das alte Gebäude kümmern, das war nicht mehr unsere Sache.

Eigentlich konnten wir zufrieden sein, denn der Satan von Sachsen lebte nicht mehr. So jedenfalls hatte ihn Harry Stahl getauft. Er wollte auch dafür sorgen, daß noch andere Nachforschungen betrieben wurden, die sich allesamt mit dem ehemaligen Staatssicherheitsdienst beschäftigten.

Es waren bereits die frühen Morgenstunden angebrochen, als wir uns auf die Rückfahrt machten.

Keiner von uns war müde. Besonders aufgedreht zeigte sich Harry Stahl.

»Ich werde sofort nach der Rückkehr mit Helmut Stoßflug reden. Ich denke, daß er diesmal zufrieden sein kann.«

»Und traurig.«

»Ach ja?«

»Vergiß nicht, Harry, daß er seine Frau auch geliebt hat. Sie wird in seiner Erinnerung immer so weiterleben, wie sie einmal gewesen ist, bevor sie verschwand.«

»Wenn das so wäre, würde ich das super finden. Manchmal wundere ich mich wirklich darüber, daß wir Menschen das alles aushalten können. Gleichzeitig gibt es mir wieder Hoffnung.«

»Worauf?«

»Daß die Menschheit auch die nächsten Jahrhunderte noch überleben wird«, sagte er und lachte aus vollem Herzen…

ENDE des Zweiteilers